



Inhalt: Wie Käthchen Amerika entdeckt (mit Illustration). — Gothenwief. — Novelle von Otto Noquette (Zorisehung). — Friederike Bremer (mit Porträt). — Das Begräbniß einer Indianerfürstin. — Modenbild nebst Beschreibung. — Optische Täuschungen. — Die guten, alten Zeiten. — Gedicht von Julius Rodenberg. — Der Blechhandschuh, von G. Hillt. — Die Mönche vom Athos. — Die Frauenarbeit, von Fr. von Polgenborff. — An die Leserrinnen und Leser des Bazar. — Die Mode, von Veronika von G. — Wirthschaftsplaudereien. — Nebus. — Räffelsprung-Aufgabe. — Schach-Aufgabe. — Räthsel. — Auflösungen des Nebus Seite 216 und der Charade Seite 215. — Correspondenz.

Wie Käthchen Amerika entdeckt.

Am Bord der „Jona“, 6. October 1865.
 Theuerster Charlie!

Ich bin überzeugt, daß Du Dich über mein langes Schweigen sehr gewundert hast, wenn ich Dir aber unsere überstandenen Abenteuer erzähle, wirst Du Dich freuen, daß ich überhaupt noch am Leben bin, obwohl Nelly behauptet, daß Du Dir deswegen Dein Diner in dem abscheulichen Club nicht weniger schmecken ließe, und daß alle Männer Egoisten seien. Was den ersten Punkt anbelangt, so wirst Du ja den Club aufgeben, sobald wir verheirathet sind, und in Betreff des zweiten bin ich sicher, daß Du eine Ausnahme bist. Höre also weiter. Wie Du weißt, erwarteten wir auf unserm Landstige in Dun Beg Gäste. Vor einigen Wochen nun trafen zwei Herren aus dem Norden ein, wo sie auf der Jagd gewesen sind; ich glaube aber nicht, daß sie irgend etwas geschossen haben. Der Eine ist ein Freund von Dir, Mr. Felix Fellowes, weißt Du, auf den Du so eifersüchtig warst, weil ich mit ihm auf Lady Jowies Ball fünfmal tanzte. Der Andere war Mr. Tom Kuffler. Dieser Herr spricht sehr viel und erzählte uns eine Menge Abenteuer und Jagdgeschichten, die er alle erlebt haben wollte. Da er aber, so lange er bei uns war, niemals etwas Außerordentliches sagte oder that, glaube ich, daß er seine Helbenthaten in einem Buche aufgeschrieben hat. Er wußte und kannte Alles; dem Papa widersprach er — denke Dir — in der Botanik, und trug rothe Halsbinden und lackirte Stiefel und rauchte aus einer Pfeife. Ich glaube aber, daß sie ihn unwohl machte, denn Niemand sah ihn wirklich rauchen. Wir pflagten täglich Billard zu spielen, allein das gab zu

bitteren Feindschaften Veranlassung. Nelly wollte mit Mr. Fellowes nicht mehr sprechen, weil er besser als sie die Carambolage machte, und mein Bruder George zankte sich mit Mr. Kuffler, der uns Alle schulmeisterte, selber aber nicht einen Ball traf und zwei Duenes zerbrach. Nelly begann zu photographiren und wollte von uns Gruppenbilder aufnehmen. Aber, ob es nun mit dem Apparate oder den Chemikalien nicht richtig war, sie brachte nur ein einziges Bild zu Stande, und auch auf diesem war Mr. Fellowes' Hals länger als sein übriger Körper, und wir Alle hatten fürchterlich große Füße und sahen wie Mohnen aus, abgesehen davon, daß Nelly sich ihre wirklichen Hände ganz schwarz machte. Auch Musik trieben wir, aber Mr. Kuffler thut sich groß damit, ein Musikverächter zu sein. Denke Dir, er war noch nicht einmal in der Africancrin! Allabendlich wurde getanzt, aber seit meiner Viva dabei von Mr. Fellowes auf das Pfötchen getreten worden ist, habe ich kein Vergnügen mehr an diesem Vergnügen. Viva ist das niedlichste Wispchen geworden, daß Du Dir denken kannst, und Mr. Fellowes sagt, daß er sie am Schweiß frei in der Luft halten wolle, ohne ihr ein Haar auszureißen; aber ich bulde das Experiment nicht. Als wir alle gemeinsamen Vergnügungen so ziemlich erschöpft hatten, baten wir Papa um eine Wasserpartie. Es wurde verabredet, eine Nacht zu mieten und nach der Insel Staffa zu fahren, woselbst wir einen Tag verbringen wollten. So begaben wir uns denn am Mittwoch vergangener Woche an Bord der Nacht. Außer dem täppischen Bunks und den Matrosen waren Papa und Mama da, Nelly, Miß Downie — Du weißt wol nicht, daß Mr. Fellowes schrecklich in sie verliebt ist, sie Zemina nennt, und daß sie sich heirathen werden. Nelly nahm ihren photographischen Apparat und ich nahm Viva mit, denn ich glaubte, daß ihr die

Seelust gut thun würde. Eben als wir absegeln wollten, kommt Jemand an den Strand gelaufen und schreit: „Ah, hi! Ah, hi!“ Mr. Kuffler sagte, es wäre nichts als ein ungeheurer Busch von Haaren, allein es stellte sich heraus, daß es unser Schiffskapitän Mr. Dinohie war. Mr. Kuffler sagte, daß sein Haar das Schiff sinken machen würde, aber Papa versicherte, es wäre eine Perrücke, die wir im Nothfall über Bord werfen könnten, und so kam er denn an Bord.

Staffa ist auf der andern Seite von Mull. Als wir abfuhren, war es spät am Nachmittage. Wir dinirten auf dem Schiff, wobei es ungemein fröhlich berging und Bunks unsere Gesundheit in Toddy trank, den er sich, wie er sagte, inwendig zurecht machte, d. h. er trank erst den Rum und dann das Wasser. Wir hatten gerade das Dessert beendet, als der Mond aufging. Das Meer lag weit hinaus friedlich und glänzend, und die Wellen schmiegt sich so sanft an unser Schiff, wie Viva, wenn sie sich bei mir einzuschmeicheln sucht. Uns wurde ganz poetisch zu Muthe. Mr. Kuffler sang „Le Postillon de Lonjumeau“, da er ihn jedoch französisch und sehr schnell sang, so verstand ihn Niemand, ausgenommen wenn er sich rittlings auf einen Stuhl setzte und das Knallen der Peitsche nachahmte. Nichtsdestoweniger sangen wir Alle tapfer den Chor mit:

Ha! ha! ha! qu'il était beau
 Le postillon de Lonjumeau.

Hierauf forderte Papa mich auf, mein Lieblingslied zu singen, Du weißt, das „Lang, lang vordem“, wozu mich Zemina mit der Guitare begleitete. Selbstverständlich hatte ich an Papa, der übrigens in seiner schottischen Mütze um zwanzig Jahre jünger ausah, und an Mama dankbare Zuhörer. George's Hofmeister, der arme Mr. Smith, verhüllte sich das Gesicht vor Kith und



Wie Käthchen Amerika entdeckt.

nicht, wie Nelly behauptet, weil ihn das Mondlicht blendete. Mr. Fellowes sah mich halb erschrocken, halb bewundernd an, selbst mein unruhiger Bruder und die Matrosen hörten zu; nur Nelly und Mr. Ruffler lehnten sich, mit dem Rücken gegen uns gewendet, über die Brüstung und schickelten mit einander. — Wie findest Du das? — Kapitän Dinocchie war in der Kajüte geblieben, um, wie ich überzeugt bin, die Reste auszutrinken. Da plötzlich ein kalter Wind sich erhob, begaben auch wir uns hinunter, und Mr. Ruffler sang unter ungeheuerem Gelächter ein Lied, das ich aber gar nicht komisch fand:

Habt Ihr gehört von Peter Grund,
Er war ein Schelm und Vagabund,
Habt Ihr gehört?

Plötzlich erschien Bunks und verkündigte mit sorgenvollem Gesichte, daß der ganze Himmel sich bezogen habe und ein Sturm zu fürchten sei. Er hatte noch nicht ausgesprochen, so ging ein Krach durch das Schiff, und wir wurden entseztlich hin- und hergeworfen; Wind und Wellen brausen; Schiffsfluten und Stöße flogen in der Kajüte umher. Femina und Nelly und ich wurden schrecklich krank und wären ohne Mama's Hilfe sicherlich gestorben.

Papa war mit Mr. Ruffler auf das Deck gegangen und kehrte mit düsterer Miene zurück, indem er uns mittheilte, daß wir uns mit rasender Eile vom Lande entfernten. Wir beschworen ihn umzukehren, aber Bunks versicherte, daß das nicht mehr gehe. Wir riefen nach dem Kapitän, allein Kapitän Dinocchie lag in der Küche, in welche er bei den ersten Windstößen eingebrochen war, und sagte zu Mr. Fellowes, daß er hier wie ein Soldat den Tod erwarten wolle.

Die ganze Nacht hindurch heulte der Sturm; er heulte auch am Morgen und trieb das hilflose Schiff wie eine Feder vor sich her. Dazu kam, daß ein undurchdringlicher Nebel sich ausbreitete. Um die Mittagstunde kam Mr. Ruffler, versört und leichenblau, und sagte, daß der Wind, aus Osten wehend, uns westwärts in den großen Ocean treibe. Papa sprach seine Beforgniß aus, ob unser Mundvorrath reichen werde, wir aber, die wir kein Glied rühren konnten, versicherten, daß wir mindestens eine Woche lang keinen Bissen essen könnten.... Das war am 28. September. Drei fürchterliche Tage verbrachten wir so in dumpfer Verzweiflung in der Kajüte. Ich dachte an Dich, Charlie, und wünschte Du wärest bei uns, damit ich dem Tode ruhig ins Antlitz blicken könnte, aber Nelly sagte, daß es darum um nichts besser wäre.

October 2. Wind und Nebel dauerten fort. Mr. Ruffler, der sich in der übelsten Laune befand, versicherte, wir würden nun bald, wenn es so fortginge, in Amerika sein. Miß Downie schrieb einen Abschiedsbrief an ihre Familie, den Mr. Fellowes in eine Flasche verschloß und über Bord warf.

October 3. An diesem Morgen bestand Mr. Fellowes darauf, daß wir auf's Deck gehen sollten. Wir gehorchten, aber der Anblick der berghohen schwarzen Wellen und George's und Mr. Smith's, die in Hemdsärmeln Matrosendienste thaten, war zu schrecklich, und wir begaben uns wieder hinab. Doch die Luft hatte uns wohlgethan, und wir fühlten uns zum ersten Male hungrig. Nun ward der Speisevorrath untersucht und es fand sich, daß er aus einigen Biscuits, zwei Marmeladetrichen, einem gebratenen Huhn, einer Hechte, zwei Gänseleberpasteten und einigen Wallnüssen bestand. Glücklicherweise war Wasser in Fülle da, sowie einige Flaschen Champagner und Sodawasser. Papa verkündigte, daß wir alle auf Nationen gesetzt werden müßten, machte eine Liste von allen Vorräthen, sowie von den anwesenden Personen, und theilte jene dann durch Fünffzehn. Denn soviel Menschen waren an Bord. Ich bat, daß auch Viva auf die Liste gesetzt würde, allein vergebens, und so beschloß ich denn, bis auf mein letztes Biscuit mit ihr zu theilen.

October 4. Das Erste, was ich an diesem Morgen sah, war Viva, welche aus der Speisekammer kam und sich das Mäulchen leckte. Glücklicherweise bemerkte sie Niemand. Als wir jedoch unsere Morgenrationen empfangen, stellte sich heraus, daß das Huhn fehlte. Sofort fiel der allgemeine Verdacht auf Viva; ich aber halte es für eben so wahrscheinlich, daß Kapitän Dinocchie, der in der Speisekammer schlief, das Huhn verzehrt hat. Der Verlust des Huhns machte uns so niedergeschlagen, daß wir, um unsere Lebensgeister aufzufrischen, die ganze Hechte aßen und allen Champagner tranken. Hierauf gewannen wir eine weniger trübe Anschauung der Dinge und Mr. Ruffler meinte, daß wir, wenn wir den „Golfstrom“ passirten, jedenfalls dem einen oder andern Schiffe begegnen müßten. Wir steckten nun, eine nach der andern, die Köpfe aus der Kajüte, konnten aber nichts entdecken, denn der Nebel war noch immer so dicht, der Sturm noch immer so wild, und der Regen schlug uns in das Gesicht, so daß Miß Downie und ich uns erkälten und uns von dem Sodawasser ein warmes Fußbad bereiten werden mußte. Der Kapitän sprach kein Wort und that keinen Schritt aus der Speisekammer, außer um sich seine Nahrung zu holen. Mr. Ruffler sagte, er trauere über sein Haar, aber Mr. Ruffler selbst war unaussprechlich und erklärte, falls wir keinem Schiffe begegneten, darauf bestehen zu wollen, daß Viva geädert und gefocht werde; er bot sich selbst dazu an, sie auf chinesishe Art zuzubereiten.

October 5. An diesem Morgen bekränzte sich der ganze Speisevorrath auf die beiden Gänseleberpasteten, nach deren Genuß wir so fürchterlichen Durst bekamen, daß wir alles noch übrige Wasser tranken. Unsere Lage war nun eine verzweifelte. Keine Nahrung, und vielleicht noch mehr als hundert Meilen vom Lande, wenn wir auch nach Mr. Ruffler's Versicherung von Neufundland nicht mehr sehr weit sein konnten. In der Nacht härtete sich der Nebel etwas auf, und der Mond kam auf kurze Zeit zum Vorschein. Gegen Morgen wurden wir eine große Bewegung auf dem Deck gewahrt und hörten Mr. Ruffler Befehle geben. Wir gingen hinaus und erblickten — Land! Ich schrie vor Freude, Nelly sah zehn Minuten lang durch das Teleskop, bevor sie daran glaubte; Miß Downie fiel ohnmächtig. Mr. Fellowes in die Arme. Auch unser Schiffskapitän kam jetzt zum Vorschein und sprach zum ersten Male seit dem Beginn des Sturmes. Er sagte, die Gegend sähe „ganz schottisch“ aus, worüber wir Alle lachen mußten, denn wir schiffen seit sechs Tagen, wie Mr. Ruffler sagte, gerade in entgegengesetzter Richtung von Schottland. Er selbst meinte, das Land vor uns müsse ein Küstenstrich Neufundlands, etwa das Cap Race sein, das von den Dampfern berührt werde.

Von den Fährlichkeiten des Landens laß mich schweigen. Mr. Fellowes nahm die Flinte mit und gab sie Mr. Ruffler für den wahrscheinlichsten Fall, daß wir Wild antreffen würden. In der That flog, nachdem wir kaum einige Schritte weit gethan hatten, eine Schaar fremdartiger Vögel auf, welche übrigens mit unserer Wildente große Aehnlichkeit hatten, und Mr. Ruffler schoß viermal ohne zu treffen, woraus wir entnahmen, daß Mr. Ruffler, der in Schottland eine Menge Wild erlegt haben wollte, nicht zu schießen verstand. Wir kamen sodann durch einen Föhrenwald, wo das Haidekraut wie in Schottland wucherte. Aber

Mr. Ruffler sagte, dasselbe wachse immer in den gleichen Breiten. Plötzlich, am Gipfel eines Hügel's angelangt, sahen wir wieder die See zu unseren Füßen und wurden nun inne, daß wir nur auf einer öden Insel gelandet hatten. Mr. Ruffler schwur, daß diese Insel auf seiner Karte stehe und daß wir von ihrer Entdeckung der Admiralität Anzeige machen müßten. Allein wir waren, während er nach dem Schiffe lief, um Instrumente zur Messung ihrer Höhe zu holen, über die Entdeckung keineswegs erfreut. Papa und Mama machten ein großes Feuer an, aber schon lehrte Mr. Ruffler aufgeregt und mit der Schreckensnachricht zurück, daß unsere Nacht verschwunden sei. Selbst Bunks hatte uns verlassen, und wir waren hilflos auf einem unfruchtbaren Eilande. Wir hielten Rath. Der Kapitän war ganz rasend und sagte, das komme davon, wenn man mit einer Schaar Frauenzimmer zur See gehe. Nur Mama und Papa und Mr. Fellowes verloren nicht den Kopf.

Aber als unsere Verzweiflung aufs Höchste gestiegen war, kam auch die Hilfe. Papa, der auf die See hinausgeschifft, stieß plötzlich einen Schrei und streckte den Arm aus. Dort! Ja, dort, am Horizonte, klar und deutlich, rauchte ein Dampfer. Wir webten mit den Taschentüchern, ließen unsere Schawltücher an Aesten flattern und verschossen den ganzen Pulvervorrath. Endlich, nach einer Stunde entseztlicher Angst und Aufregung, wurde man an Bord des Schiffes unser gewahrt, und der Dampfer steuerte auf die Insel zu. Was weiter geschah, weiß ich nicht; ich erwachte aus einer Ohnmacht in einer comfortablen Kajüte, deren Geräthe mit dem Namen „Jona“ gezeichnet waren. Welche Freude, welche Dankbarkeit erfüllte mich für unsere wunderbare Rettung! Ich fühlte, daß ich wahnsinnig werden würde, wenn ich nicht irgend etwas thäte, und so setzte ich mich hin, um an Dich, liebster Charlie, zu schreiben. Ich habe es gethan und verbleibe, wenn auch tausende von Meilen und der grimmige Ocean mich gegenwärtig von Dir und dem theueren England trennen

Deine
ewig getreue Kate.

P. S. Soeben kam Mr. Ruffler herab. Er theilte mir mit, daß wir die Nacht ins Schlepptau genommen hätten. Wir hätten uns in einem „Circularsturm“ befunden und könnten uns Glück wünschen, so über den atlantischen Ocean gekommen zu sein.

P. P. S. Mr. Ruffler sagt, daß wir keineswegs in Amerika, sondern auf einer kleinen Insel, nahe bei Mull und wenige Meilen von St. Jago, gewesen seien und daß „Jona“ der schnelle Dampfer sei, welcher die Vergnügungstretenden von Oban nach dem Grimen-Canal bringt und daß wir daher heute Nachmittags in Dun Veag zu Hause sein würden. Er nennt es einen Capitalspaß, aber ich danke für solche Abenteuer.

[1599]

Gothenwief.

Novelle von Otto Roquette.

(Zortheung.)

Ich machte Umstände. Er wurde ärgerlich. „Ich glaub's,“ fuhr er heraus — „da Sie von mir kein großes Honorar zu erwarten haben und der Vortheil doch einmal die Welt und so auch Euch bewegt, so können Sie einen Patienten wie mich nicht brauchen!“

Diese Unverschämtheit war mir sehr willkommen. Ich erklärte ihm, daß ich mich einzurichten suchen würde und ein paar Tage für ihn zu erübrigen hoffte, allein unter der Bedingung, daß ich nicht als Arzt, sondern als ein freundschaftlicher Besuch in sein Haus zöge. „Sie zahlen mir mit Grobheiten,“ fuhr ich lachend fort, „und solche Münze hat eine gewisse Anziehung für mich. Ihnen aber ist eine Portion Grobheit zur Entgegnung die beste Medicin, wie ich bereits gemerkt habe, Sie fühlen sich schon etwas wohler. Also wollen wir uns ein paar Tage lang möglichst viel Nichtswürdigkeiten ins Gesicht sagen und ich wünsche nur, daß Ihnen ein so ausgiebiges Arsenal lustiger Waffen zu Gebote stehen möge, als ich mitzubringen verspreche.“

Er sah mich stutzen und fragend an, ob es wol Ernst sei. „Also morgen früh,“ schloß ich, „komme ich und will mir Ihre Gegend einmal bei Tage betrachten.“

„Gut, gut!“ rief er. „Ist zwar nichts dran zu sehen, aber — kommen Sie nur.“

So ging, in der Hoffnung, noch etwas Angenehmerem zu begegnen, als dem finstern Herrn des Hauses. Der aber begleitete mich hinunter zum Wagen, ließ über den Knecht im Fluge ein Hornweiser ergehen und rief mir ein „Auf Wiedersehen!“ nach, welches eher wie eine Drohung, mir den Hals zu brechen, als wie ein höflicher Wunsch klang.

Tropdem frohlockte ich und während ich durch die kalte Herbstnacht fuhr, erwärmte mich die Aussicht, nun bald mit Malvina in denselben Mauern zu athmen. Denn obgleich ich nur zweimal ganz flüchtig mit Harald's Schwefel gesprochen, war doch das Interesse für sie der einzige Grund geworden, der mich noch in das Haus des Freiherrn zog. Ihm war kaum zu helfen, ich hatte für ihn eigentlich nur Wächterung und Widerwillen, wiewol die beste Absicht, ihn körperlich, wenn nicht herzuheilen, doch zum Besseren zu fördern, ihn zu ertragen und um Malvina's und der Freunde willen, sein gehässiges Wesen abzumägen. Die medicinische Kur, die ich mit ihm vornahm, ist nicht Sache dieser Blätter, da ich auf ihnen nicht einen interessanten Fall, wie es vielleicht anfangs ausah, sondern meine Entgebnisse in Gothenwief und in einem mir bald so innig verbundenen Kreise geliebter Menschen zu erzählen denke.

Virginia Jesenius, die meiner Rückkehr diesmal mit Spannung entgegenzusehen, war hoch erfreut über meinen Erfolg und die Mittheilungen, die ich ihr über den Zustand des Freiherrn machen konnte. Aber freilich — mit meiner Ueberfiedelung nach Gothenwief war der Abschied von ihrem Hause verbunden, der uns nicht mehr so leicht fiel. War auch die Aussicht auf ein gelegentliches Wiedersehen nicht ausgeschlossen, so fühlten wir doch jetzt erst, wie nah wir einander getreten waren und mochten uns ungern fortan räumlich getrennt sehen. Vorwiegend empfand Harald die Trennung bitter. Er hatte mich so in sein Herz geschlossen, daß er gar zu gern mit nach meinem Wohnorte gezogen wäre, — ein Plan, den wir ihm jedoch mit den triftigsten Gründen auszureden wußten.

Als ich am andern Morgen den Wagen bestieg, wurden alle Wagentaschen und Taschen voll Pakete gesteckt, die man der Wirthschaft in Gothenwief zugeordnet hatte. Der Kutscher bekam Aufträge an Peter Mattessen, durch den Alles an den Kastellan zu vermitteln war. Ich merkte, daß der Kutscher ein Vertrauensmann war, der wol häufig dergleichen Lieferungen unter der Hand überzuführen hatte. Harald ließ es sich nicht nehmen, mich wenigstens bis an die Waldesgrenze zu begleiten. Hier

schieden wir und ich sah ihn zu Fuß den Rückweg nach der Stadt nehmen.

Bald erreichte ich das Schloß oder Herrenhaus von Gothenwief und da ich es jetzt zum erstenmal bei Tageslicht erblickte, kann ich dies graue Gemäuer jetzt erst mit ein paar Worten beschreiben. Es war in der That ein altes Gassenest. In der Mitte der Hauptbau und älteste Theil, finster aus dem Boden steigend, nur zweifödig, fünf Fenster breit, die klein und en sich in die graue Wand zu verfrischen schienen; mit höchst schabhaftem Ziegeldach, rechts und links in einen spitzen Giebel auslaufend. Von den Fenstern des oberen Geschosses hatte man durch einen Durchbau des Waldes und einen Dünenausschnitt den Blick auf die See, der jedoch durch nachschießendes Gehölz ziemlich verwaschen war. Rechts und links von dem Mittelbau waren in späterer Zeit niedrige, einstöckige Flügel angebaut worden, die ebenfalls in kleine Giebel ausliefen. Der jetzige Haupteingang war vom Hofe aus, das früher mit einem Höfliche gehöhrte Portal hatte man vernagelt. Alles sah im höchsten Grade verkommen, düster und armselig aus, die Mauerwerk eines verfallenen alten Jagdschlusses wurde vernichtet von dem finstern Ernst, daß menschliche Bewohner auf die Mauern für ein schwer beladenes Dasein angewiesen waren. Ja, auch unter diesem Dache wurde geliebt, gehäßt, bargen tiefe Leidenschaft und tiefe Schmerzen, wie überall, wo der Mensch sich angehebt, ob er sich ein neues Haus gründet, oder unter einem verlassenen Dache ein Asyl findet. Und doch mit so frohem Herzen, wie ich heute hier einzog, war wol lange Niemand über diese Schwelle geschritten!

Es waren noch ein paar Stunden bis Mittag, diese mußte ich denn wol mit meinem Wirth allein zubringen. Er zeigte mir mein Zimmer, das von dem feinsten nur durch den Hausschlur getrennt wurde. Ich erkannte das freundliche Walten weißlicher Hände, die Sorge, durch bescheidenen Schmuck und Ordnung des alten Haushalts dem Raume ein wohlthätiges Aussehen zu geben. Der Freiherr fühlte sich heute leidend, so wenig er es zugeben wollte. Ich schalt ihn, daß er mir mancher über seinen Zustand verhehlt hatte und bekam zur Antwort, daß er nicht verpflichtet sei, mir „jeden Quark“ mitzutheilen.

„Zur Strafe dafür,“ entgegnete ich, „sollen Sie mir den Quark einnehmen, den ich Ihnen verschreiben werde.“ Ich setze mich an sein Schreibpult und nahm Feder und Papier. Schon aber fuhr der Freiherr zu und riß mir ein dickes Manuscript unter den Händen weg. „Nun, nun!“ sagte ich lachend, „du keine Furcht, daß ich Ihnen über Ihre Schriften komme! Gleich gleich ich eigentlich nicht dulden sollte, daß Sie so viel arbeiten!“

„Nicht dulden?“ rief er, indem er die Papiere auf den Tisch warf. „Seht mir den neuen Hausgenossen! Noch keine halbe Stunde ist er hier und fängt schon an mich zu tyrannisieren. Er sprach dies nicht gerade heftig oder unwillig, mehr vor sich hin murrend; ich konnte es für einen Scherz annehmen.

„Ich habe auch wirklich die Absicht, Sie zu tyrannisieren,“ sagte ich während des Schreibens. „Man hat nicht von dem Verkehr mit Menschen, wenn man ihnen nicht ordentlich zu Leibe geht. Die Menschen sind im Ganzen nur da, um einander zu incommodiren und es ist am besten, man gesteht die Absicht gleich ein, damit sich der Andere darnach richten kann. Da — dies Manuscript schicken Sie gleich nach der Stadt. Ich werde Ihnen das Fülberken selbst einrühren, damit Sie nicht denken, ich wolle Sie vergiften.“

„Herr, wie kommen Sie darauf?“ rief er überrascht. „Nun, Sie sind einmal mißtrauisch gegen die Menschen, also auch gegen die Aerzte.“

„Der Schuft von Kastellan hat mich bei Ihnen angegeben. Ja, es ist wahr, ich habe von dem letzten Mittel, das Sie mir verschrieben, den Hund zuerst kosten lassen, ich wollte sicher sein.“

„Wenn Ihr Hypochonder darin consequent verfährt, dann machen Sie sich das Leben sehr unständlich, Herr Baron. Dann können Sie überhaupt keinen Bissen ohne Furcht genießen. Lassen Sie von Allem erst den Hund kosten? Dem dürfte leicht einmal etwas schlecht bekommen oder widerstrebend sein, was Ihnen sehr zuträglich ist; Ihr Mißtrauen schiene dann gerechtfertigt und was Sie in solcher Verwirrung etwa thäten, wäre abschrecklich. Wenn man es nicht auf die Rechnung eines Tollers setzt!“

Der Freiherr ging mit finster gefenkten Augen auf und ab. Dann blieb er stehen und sagte: „Ja, ja — eines Tollens! Doctor sagen Sie es ehrlich — bin ich nicht auf dem Wege, wahnsinnig zu werden?“

„Warum nicht gar!“ rief ich. „Wenn Sie guten Willen und Selbstbeherrschung zusammennehmen, kann ein solcher Gedanke bei Ihnen nicht aufkommen. Auch über krankhafte Stimmungungen soll man Herr werden.“

„Doctor, Sie reden wie der Blinde von der Farbe. Sie scheinen mir von den Leuten zu sein, die fortwährend Grundfälle und gute Lehren im Munde führen, die auf den gegebenen Fall nicht passen.“ Ich ließ ihn eine Weile poltern und grollen und blätterte in einem englischen Buche. Es behandelte die britische Verwaltung in Indien. Als er eine Pause machte brachte ich, ohne weiter auf seine Reden einzugehen, die Rede auf das Buch. Der Freiherr hemmte seine Schritte und gab auf meine Fragen genügende Auskunft und so gelang es mir ihn bei Indien festzuhalten, bis wir zu Tische gerufen wurden.

Malvina erwartete uns. Der Freiherr wollte sich zu Tische setzen, ohne von ihr Notiz zu nehmen; ich aber ersuchte ihn, mit seiner Fräulein Tochter vorzustellen, was er dann rasch und kal durch bloße Nennung meines Namens that. Während des Essens wagte Malvina kaum mich anzusehen, ich aber suchte in abfichtlich in das Gespräch zu ziehen und ihr die Aufmerksamkeit zu erweisen, die ein Gast der Tochter des Hauses schuldi war. Der Freiherr schien zu fühlen, daß er vor einem Fremden in seinem Benehmen gegen Malvina den Anfang denn doch zu wahren habe und ließ sich weniger gehen. Ich brachte das Gespräch auf Gegend und Städte, die ich besucht, und von denen ich wußte, daß mein Wirth sie kannte, sprach und machte ich reden, so daß unser Tafeln der Unterhaltung nicht entbehrte.

Als wir uns erhoben, sagte ich: „Setzt, Herr Baron, folgen Sie meinem Rathe und ruhen Sie ein wenig auf Ihrem Zimmer. Inzwischen ist Ihre Fräulein Tochter so gütig, mir auf einem Spaziergange die Gegend zu zeigen.“

Der Freiherr sah mich und die junge Dame verstimmte an Malvina ichren durch meinen Vorschlag überrascht. Sie erröthete leise und sagte, zum Freiherrn gewendet: „Wenn Sie in zwischen nicht des Herrn Doctor oder — meiner bedürfen?“

„Was, bedürfen!“ rief er in rauhem Tone. „Ich brauche Niemand! Geht, geht!“ Er wollte das Zimmer verlassen, blickte aber an der Thür noch einmal stehen und sagte: „Doctor, die Dame hat Ihnen nicht viel Gutes von mir zu erzählen und Sie ihr eben so wenig und ich weiß, es wird nicht schlecht über mich hergehen.“

„Glauben Sie mir,“ unterbrach ich ihn lachend, „daß da

auslein und ich amüsantere Unterhaltung suchen und finden werden, denn draußen scheint die Sonne und junge Leute wollen auch einmal vergnügt reden."

"Nun denn, viel Vergnügen!" brummte er und verließ uns. So war ich endlich mit Malvina allein. Sie sah mich mit einem Blick unaussprechlichen Dankes an und sagte, indem ein heller Glanz über ihre Züge flog: "Welche Macht üben Sie über die Freiherrn aus? Ich begreife kaum, was ich sehe und höre."

"Reden wir wirklich von anderen Dingen," sagte ich, und, eifer fortsetzend: "Sprechen wir von Virginia Jessenius und Harald!" Malvina lächelte beglückt und folgte meiner Aufforderung im Spaziergange. Wir schritten durch die verwilderten Gänge des Gehölzes, welches das Haus umgab. Das gelbe Laub tanzte unter unseren Füßen, aber durch die fast kahlen Zweige fiel der milde Sonnenschein. Es war einer jener glücklichen Tage, wo der Spätherbst selbst von dieser nördlichen Gegend noch mit einem freundlichen Blick Abschied nimmt. Aus dem Nebel trat mir auf die Dünen hinaus und blaugrün, wundervoll durchtanzt von silbernen Schaumwellen, lag die See vor uns. Hoch oben im hellen Blau sonnten sich weiße Seeadler, während über den Wellen Schaaren von Möwen ihr schimmerndes Gefieder auf und nieder bewegten. Die Luft war herb, frisch, durchsichtig, es ging eine ätherklare Herbststimmung durch die Natur.

Während wir am Strande hinführten, sprachen wir bisher nur von dem alten Fräulein und Harald. "Wie soll es werden," sagte Malvina, mit einem wehmüthigen Blick über die weite See, "ich denke so oft, wie ich's ertragen werde, wenn Harald über die unabherrschbare Fläche ist! Er wird bald Abschied nehmen — und er soll es, soll seine Weltfahrt machen, ich werde ihm nicht zeigen, wie schwer ich's trage. Wir sind da zum Entbehren und zum Dulden."

"Wir haben auch ein Recht an das Leben," wendete ich ein, "wir sollen das Glück, welches das Leben uns freundlich bietet, nicht von der Hand weisen." "Ich dachte auch schon zuweilen so," erwiderte sie. "Wenn mir der Tag recht eindringlich sagte, wie nutzlos ich hier sei, dann empfand ich eine gewisse Bitterkeit, die Entbehrung wurde mir schwer und ich sehnte mich nach Freude. Aber immer wußte ich die strenge Mahnung, in meiner Pflicht nicht zu wanken, wieder zur Ruhe zu bringen."

"Zur Ruhe? Nein. Sie zwingen sich zu einer eingebildeten Pflicht und im Kampfe mit ihr reiben Sie sich auf." "D nein — nein, nein! Und wenk es wäre — was läge daran, wenn ein Leben sich auftriebe, was doch überflüssig in der Welt ist?" "Ueberflüssig!" rief ich mit Eifer. "Ueberflüssig ist Niemand oder — Jeder. Der aber kann es nicht sein, der geliebt wird, wie Sie von Ihrer mütterlichen Freundin, von Ihrem Bruder, von — von — kurz von Jedem, der Sie erkannt hat. Und wer geliebt wird, hat Pflichten, edle, beglückende Pflichten, deren Ausübung ihn erheben soll. Es ist ein falscher Opfermuth, sich hinzuwerfen für einen Wahn, für eine Pflicht, die nicht anerkannt wird. In das Haus, das Sie erzogen hat, dahinein gehören Sie, dort haben Sie die Pflicht, ein edles und schönes Leben dankbar zu schmücken!"

Ich küßte, daß ich zu weit gegangen, als ich eine Thräne über Malvina's Wangen rinnen sah. Bestürzt ergriff ich ihre Hand und bat sie um Verzeihung. "Sie stehen den Meinigen so nahe," sagte sie, "daß Sie so sprechen dürfen und Sie haben Recht. Ja, ich gestehe es sogar ein, daß dieser Conflict von Pflichten mich viel beschäftigt und meine Wahl mit Sehnsucht in die Nähe der Freundin und des Bruders strebt. Aber eben weil es die leichtere ist, weil ich dort nur Glück, Freude, Genuß für mich weiß, eben darum sage ich mir, daß es nicht die richtige Wahl ist."

"Verzeihen Sie, wenn ich diese Ascetis fast unnatürlich finde. Hat sie Ihnen schon etwas genügt?" "Unnatürlich?" rief Malvina mit großen Augen. "Gehört die Tochter nicht in das Haus des Vaters? Oder wenn — Sie stuchte, sie hatte innerlich etwas zu bekämpfen. Dann fuhr sie mit fester Stimme fort: "Der Freund Virginia's und Harald's weiß um unsere Geheimnisse, ich will keine Scheu vor ihm haben. Er weiß, daß der Freiherr uns, seine Kinder, haßt, weil er die Mutter gehaßt, weil er an ihr gezeifelt hat. Ich habe sie nie gekannt, aber ihr Name ist mir heilig! Sie wähen mich vielleicht nur weich, thränenreich, sanft schwärmerisch und sentimental — o, ich gestehe es, daß leidenschaftliche Regungen auch mich wild und tobend erfasst haben! Als ich meine Liebe mit Füßen getreten sah, erfasste mich ein Abscheu, und das schauerhafte Gefühl des Hasses, der sich bei meinem Bruder festgesetzt hat, ging auch mir durch die Seele. Furchtbar mußte ich dagegen ankämpfen, aber mit Gewalt besiegte ich die verderbliche Regung. Dort in der Stadt, bei der Freundin, wären mir die Tage leicht und glücklich hingeflossen, ich wäre ein Kind geblieben, vielleicht zufriednen, vielleicht verwöhnt und anspruchsvoll — hier hat sich mein Leben durch Enttäuschung, Schmerz und Kämpfe früh verriet und ihm einen Werth gegeben, den nur ich ganz erkennen kann. Ich weiß, was ich über mich selbst vermag — und wenn ein heller Lichtblick, wie Sie ihn mir von drüben bringen, mich eine Stunde schwach und zaghaft macht, so weiß ich doch, die Kraft kehrt mir wieder und die Zukunft steht mich gerüstet. Nun tadeln Sie mich länger, wenn Sie können!"

Malvina's Augen blickten groß und tief, der Ton ihrer Stimme war sicher und klar, ihre Gestalt schien sich zu heben. Ich war so überrascht und ergriffen, daß ich noch einmal ihre Hand faßte und ausrief: "Malvina, Sie können in meinen Augen nichts Tadelnswerthes thun! Ich danke Ihnen von ganzem Herzen! Lassen Sie auch uns beide Freunde werden!"

Auch sie sah mich überrascht an, erröthete leise und sagte: "Daß wir es schon sind, beweist Ihnen mein Vertrauen." Wir hatten uns der Stelle des Strandes genähert, wo die Boote, auf den Sand gezogen, in langer Reihe standen und die Fischer ihre Netze zum Trocknen aufzuhängen pflegten. Nur ein paar Fischer wurden zwischen den Booten sichtbar. Da setzte sich einer derselben in Bewegung und kam auf uns zu. Malvina stieß einen leisen Ausruf aus, flog ihm entgegen und ich erkannte Harald's schlankes Gestalt. Wie sehr mich das Wiedersehen freute, konnte ich doch nicht umhin, ihn zu tadeln, daß er sein Versprechen nicht gehalten, diese Gegend während meiner Anwesenheit zu meiden.

"Ei was!" rief er heiter, "nur jetzt nicht schelten! Ich hielt es nicht aus. Und jetzt hab ich mir in den Kopf gesetzt Euch beide in die See zu rudern. Will man uns auf diesem Boden keine gemeinsame Stunde gönnen, so kommt, auf den Wellen ist Freiheit, da dürfen wir einig sein!"

Ich wollte eigentlich Einspruch thun, da der kurze Tag sich schon zu neigen begann, und ich von der Küste für Malvina fürchtete. Aber in des jungen Mädchens Augen sah ich die Lust nach der Seefahrt glänzen, und Harald bat so dringend, daß ich einwilligte. Eine wollene Decke, die ich für Malvina zur Bedingung machte, wurde von Hans Matthesen rasch herbeigeschafft, und so bestiegen wir das Boot, Hans als Viertes mit uns.

Es war eine schöne Fahrt. Die Sonne senkte sich in's Meer, warf einen letzten Strahlenschein auf Malvina und Harald und ließ unser Boot eine Minute lang wie auf flüssigem Golde auf und nieder tanzen. Dann versank sie in der Flut, Luft und Wellen verschwammen wie in einer Glorie von matten Farben, das Ufer schien zu schwinden und wir in unendlichen Aether hinaus zu treiben. Nie hatte ich die Geschwister so heiter gesehen. Harald, in der frischen Kraftbewegung des Ruderns, schien in seinem Elemente zu sein, und Malvina, deren williges Haar der Seewind losmachte, war beglückt und freute sich in abenteuerlicher Lust, wenn eine Welle uns hob und wie einen Ball der folgenden zuwarf. Schossen wir dann von dem Abhang einer höheren Woge einmal um so tiefer hinab, um im Moment darauf zum schaumgekrönten Gipfel der nächsten empor geschleudert zu werden und jauchzte Harald dann auf, wie der Sturmvogel hoch in Lüften, dann schreckte Malvina leise zusammen, drückte sich näher an mich und duldete, daß ich meinen Arm um ihren Leib schlang, um sie zu halten. Der Bruder schien es zu beobachten.

"Was meint Ihr," rief er plötzlich, "wenn ich Euch nun gleich entführe? Weit hinaus über's Meer, nach Norden, immer nach Norden: Seeland bleibt hinter uns, bald auch Norwegens Felsenbrandung, und hoch oben im freien Wogenreich schwimmen wir fort zum Eiland, wo die Vulkane dampfen unter der Eisrinde! Da bauen wir eine neue Welt und Haus und Hof und Ihr haltet mir den Herd bereit, wenn ich von meinen Zügen heimkehre. Menschen gibt's auch da und Leben und frohe, gesunde Thätigkeit — ha, das sollte ein Dasein werden! Wer geht freiwillig mit, ehe ich Gewalt brauche? Hans Matthesen, Dich frag ich zuerst."

"Geh nicht!" entgegnete Hans gutmüthig lachend. "Ich muß morgen vor Tage hinaus auf den Störjang. Da ist nicht abzukommen."

"Aber Du, Malvina?" Malvina schüttelte leise den Kopf. "Laß mich nur hier am Strande, es gibt auch daheim noch für mich zu thun."

"Und endlich Du, weiser Doctor?" "Auch ich muß eruchen, mein theurer Seevagabund, mich wieder an die sandige Küste der Heimat zu setzen, da es hier auch für mich mehr zu thun gibt, als in Island, wo nach Deiner Annahme eine völlig dauerhafte Gesundheit herrscht. Da wäre ich überflüssig. Also das Boot gewendet, und zwar unverzüglich, denn es wird kalt und ich als Arzt darf nicht zugeben, daß unsere Dame sich während so phantastischer Pläne erkälte."

"Ich konnt' es denken," sagte Harald. "Der Sand und die Scholle, auf der ihr euch quält und müht, ist euch Allen lieber als das Glück der Freiheit. Der Eine muß zum kümmerlichen Störjang, die Andere zu Pflichten, die ihr niemand dankt, der Dritte zu krankhaftem Gelichter, das ihm selbst die gesunden Tage schwer macht."

"Und jeder von uns hat Recht," entgegnete Malvina. "Wir gönnen dem Meeresfalken seinen Flug, aber wir können ihn nicht folgen, da uns seine Schwingen fehlen. Und muß es denn Island sein, wo wir ihm den Herd bereit halten, wenn er heimkehrt von seinen Wanderzügen? Können wir nicht auch in der alten Heimat liebevoll seiner —"

Malvina brach ab, als habe sie sich auf einem innerlichen Vorgange ertappt, über den sie selbst erschreckte. Ich aber glaubte sie verstanden zu haben und drückte leise ihre Hand. Sie entzog mir rasch und bat mit Hast, man möge die Segel dem Strande entgegen wenden. Es war längst geschehn. Wir sahen den Mond über die Dünen heraufkommen und segelten durch den blendend beweglichen Lichtstreifen, den er über das Meer warf. Ich weiß nicht, wie es zugeht, wir sprachen nichts Trübes, die Geschwister waren froher, als ich sie bisher noch gesehen und ich hatte Grund in glücklicher Stimmung zu sein — und doch, es lag eine gewisse Schwermuth auf unsrer abendlichen Fahrt, wie der Schleier herblicher Dämmerung, in den die Natur sich hüllte.

Wir landeten. Noch einmal nahm ich von Harald Abschied, der mich heut stürmisch an seine Brust drückte und die Schwester zärtlich umarmte. Dann ging er mit Hans von uns, während ich mit Malvina den Weg zum Hause einschlug. Ich hatte ein Wort, eine ernste Bitte an sie fast auf den Lippen und doch — was ich sagen wollte blieb ungeprochen.

Ich erzähle nichts von dem finster unliebenswürdigen Empfang des Freiherrn. Er hatte auf mich gewartet, das erregte sein Mißtrauen, seine Galle, wir hatten einen ziemlich lauten Wortwechsel. Endlich lachte ich ihm ärgerlich in's Gesicht und erklärte, ich würde ihn zur Strafe für seine langweilige Laune heut Abend allein lassen.

Ich ging in mein Zimmer, wo ich einen Brief für mich fand. Er war von der Hand meines Collegen, dem ich meine Praxis inzwischen übergeben hatte. Er rief mich schleunigst in meinen Wohnort zurück. Die Gründe waren dringend, ich mußte spätestens morgen früh abreisen. In der That — ich konnte äußerlich von Gothenwiek abkommen. Der Freiherr, in seiner Art unheilbar, war kein Patient, um den es lohnte Zeit und Mühe aufzuwenden, allein — innerlich war ich um so mehr gebunden. Ich liebte Malvina und hoffte ihr Herz und ihre Hand einst zu besitzen. Während ich noch das Zimmer durchmaß, überlegend, was ich in der Eile für meine Hoffnungen thun sollte, trat der alte Kastellan ein und meldete mir leise, Peter Matthesen habe mir etwas mitzuthellen. Da aber der alte Fischer nicht in das Haus des Freiherrn kommen dürfe, so lasse er mich bitten, ihn zu besuchen.

Eine Mittheilung von Peter Matthesen? Ich war überzeugt, daß dies nichts Unwichtiges sein konnte. Und da ich nur noch die heutigen Abendstunden hatte, nahm ich rasch den Mantel und schritt durch das Dorf.

Peter Matthesen saß, als ich in den Wohnraum des Fischers hauses trat, am Herd und starrte in die Flamme, bei der seine Frau, wie gewöhnlich, etwas zu kochen hatte. Auch die drei Söhne befanden sich, wie immer um die Abendstunde, bei den Alten. Ich wurde mit herzlichem Handschlag begrüßt. Als ich erklärte, daß ich Abschied zu nehmen käme, hörte ich von Allen ein O! des Erstaunens und Bedauerns.

"Aber der Herr Doctor wird wiederkommen?" fragte Peter Matthesen, indem er mich prüfend ansah. "Recht bald," entgegnete ich, "so bald als möglich." "Dann ist's gut," sagte er, indem er mich zu einem Plaze am Herde einlud. Wie verabredet, verschwanden in den nächsten Minuten die Brüder nacheinander aus dem Zimmer und

endlich auch die Mutter. Der alte Fischer setzte durch eine Kohle sein kurzes Pfeifchen wieder in Gang und begann — langsam, wichtig und mit phlegmatischer Bedächtigkeit: "Herr Doctor, Sie haben drinnen vom Fräulein Jessenius wol schon dies und das gehört, was Sie wissen sollten, aber Alles wissen Sie doch noch nicht. Nun ist's aber doch Zeit, daß Sie's von Grund aus erfahren. Besonders was es um unser Fräulein Malvina auf sich hat. Das ist die Hauptsache."

Er machte eine Pause, ich aber war betreten über die Wendung, mit der er das Gespräch einleitete. "Warum ist das die Hauptsache für mich, Peter Matthesen?" fragte ich. Der Alte sah mich durchdringend an. In seinem verwitterten, gutmüthigen Gesicht glaubte ich einen Zug von Verschmüthigkeit zu erblicken, der, wenn er wirklich da war, doch schnell einem Ausbruch strengen Ernstes wich. Er nahm die Pfeife aus dem Munde und drohte mir damit. "Wenn's nicht die Hauptsache wäre," sagte er, "so wäre es schlecht, Herr! Es ist aber, wie ich gesagt — das Fräulein Malvina bleibt die Hauptsache, und darum werden Sie wiederkommen — nicht so, Herr Doctor?"

"Ja, Peter Matthesen!" sagte ich und mußte die Augen vor seinem Blicke niederzuschlagen. — "Nun aber, was dann?" "Dann muß ich reden!" entgegnete er und starrte in's Feuer, als ob er von da aus seine Erinnerungen sammle. — "Ja, das ist nu all lang her," fuhr er fort, "bald dreißig Jahr, da war unser Freiherr drinnen auf der gelehrten Schule und sellt das Studiren lernen. Und mein Bruder Andres Matthesen, der dazumal auch schon nicht viel taugte, so ein junges Blut er war, der diente bei ihm als Reifknecht. Gesh ließen sie drauf gehn, daß es eine Art hatte, denn der junge Freiherr gehörte dazumal zu den reichsten Herren und die schönsten Güter in Schwedisch-Pommern waren noch sein. Und ein stattlicher Herr war er auch und gefiel den Frauenleuten nur gar zu gut. Mit dem gelehrten Studiren hat er sich wol nicht viel besaßt, aber sonst trieb er's Leben in's Grobe und die Stadt hatte immer was über seine Streiche zu reden. Nu, viel Gutes war's niemals! Da lebte nu dazumal noch der Herr Professor Jessenius, dem unser junger Herr so zu sagen in die Aufsicht gegeben war. Ja du mein Herrgott — der Herr Professor wußte wol in Büchern Bescheid, aber wie er so ein wildes freiherrliches Kraut ansassen sollt', davon hatt' er keine Wissenschaft. Aber eine Tochter hatt' er, die setzte sich's in den Kopf, den jungen Herrn, der im Haus viel aus- und einging, in Ordnung zu bringen. Na, klein war sie denn freilich man sehr, aber klug wie selten Eine und hatte mehr gelernt, als ein Duzend Studenten zusammen. Und weil sie jung war und hübsch genug, so dauert's nicht lang und mein Freiherr und das Fräulein Virginia waren Brautleute."

Der alte Fischer machte eine Pause und starrte wieder in die Flamme. Ich aber sagte, in Wahrheit überrascht: "Das hätt' ich nicht erwartet!"

"Es kommt noch besser!" meinte Peter Matthesen. "Ja, Brautleute waren sie nu, aber das tolle Leben hörte darum nicht auf. Dem Fräulein gelang es aber nicht recht mit ihm und dem Professor ward es doch gar zu ärgerlich mit dem Gered' über die Wirtschaft, die sein künftiger Sidam in der Stadt trieb. Er las ihm den Text und weil die Braut ihm auch viel den Text las, so wurde es dem jungen Herrn mit dem Textlesen zu viel und er kam immer seltner ins Haus. Ja, es hieß, er hätt' es grad zum Fassen nur noch ärger getrieben. Nun hatten wir dazumal viel schwedische Herrschaften im Land. Unser Freiherr hielt gute Freundschaft mit einem jungen schwedischen Herrn, der einen vornehmen Namen hatte und dem Freiherrn an Reichtum nicht nachstand. Er studirte auch und war, wie es hieß, auf die Medicin aus. Ich hab' ihn ein paar Mal gesehn und werd' es nicht vergessen, wie er ausseh. Also, die zwei hielten gute Freundschaft und weil der schwedische Herr gar so viel erzähl't von seiner Heimat, so macht sich unser Freiherr mit ihm auf und sie reisen zusammen nach Stockholm. Mein Bruder Andres mußte auch mit. Das dauert und dauert, sie bleiben in Schweden den ganzen Sommer, da kriegen wir zu erfahren, daß der Freiherr sich drüben noch einmal verlobt hat. Es war schon richtig und das Fräulein Jessenius hatte das Nachsehen. Sie ist nicht schlecht dabei gefahren! Aber es war auch sonst kein gut Ding um die neue Brauttschaft. Denn es hieß, die fremde Dame sei schon so gut wie des Schweden Braut gewesen und der Freiherr hätt' sie ihm weggekapert. Na, die Freundschaft zwischen beiden hörte denn auch bald auf. — Also, es vergehn keine sechs Monat, so heirathet unser Herr die schwedische Dame und weil sie auch gern war, wo es lustig herging, so reisten sie nach Paris und blieben da zu wohnen. Mein Bruder Andres wieder mit, weil er überall anstellig war und nichts nützig und überall zu brauchen. So führt denn nu unfre junge Herrschaft ein ganz ausbündiges Leben in dem Paris da und dacht' nicht, daß der Reichtum auch mal alle werden könn't. Kinder aber hatten sie die drei ersten Jahr keine. Derweil brauchte unser Freiherr mal wieder Abwechslung und weil der Napoleon dazumal grad in der Welt rumwirthschafete, so schlug er sich zu ihm und zog überall mit, wie ein richtiger Franzose und ließ die junge Frau in Paris sitzen. Dazumal aber blieb mein Bruder Andres zurück. Nu, wer kann sagen, wie es zugeht, mit einemmal ist der schwedische Herr auch in Paris und als der Baron wieder kommt da gibts einen Hüllenspektakel. Während seiner Abwesenheit hat unsere gnädige Frau die Zwillinge gehabt — den Harald und die Malvina — und was den Baron sonst wol gefreut hätte, das trinkt und ärgert ihn jetzt unbändig und über alle Maßen — sein Mensch weiß warum und er selber wird's wohl auch nicht wissen. 's ist nur, so haben wir uns gedacht, weil der Schwed' wieder da war, den er für den Tod nicht hat leiden können. Da hat er einen großen Alerger auf die gnädige Frau geworfen und von der Zeit ab auch die Kinder mit diesem grausamen Hasse verfolgt. Keinen Augenblick länger hat sie da in Paris bleiben dürfen und elend genug ist sie denn eines Tages hier mit ihren beiden Würmchen und einer französischen Kammerfrau angekommen. Doch das soll nicht lange dauern, so geht alles Unheil erst recht los! Erst kommt der Schwed' an, gleich drauf der Freiherr in voller Wuth und macht einen Lärm und will die Frau todtschlagen und die Kinder dazu. Den Schweden aber schoß er wirklich tod, denn sie hatten sich auf Pistolen gefordert. Die gnädige Frau überfiand das nicht und starb gleich hinterher. Der Andres aber und die französische Kammerfrau wurden beid' aus dem Dienst gejagt. Der Freiherr bleibt nicht lang, läßt durch fremde Hand all sein Gut zu Gelde machen und ist wieder weg. Jetzt, was mit den Kindern anfangen? Mit ihm war nicht drüber zu reden. Also saß meine Frau da mit den zwei Würmchen und weil sie sich gar keinen Rath wußte, brachte sie sie mit heraus zu uns. Na, drei Öhren auf einmal in unserm Hause — denn der Jonas war auch noch kein Jahr alt — das war denn nu viel für uns und mir war's nicht recht, aber meine Frau rebete mir gut zu — und sie hatte doch das Weiste damit zu thun. Dauert nicht lang, so tritt einmal das kleine Fräulein

Jessenius aus der Stadt bei uns ein und erklärt, sie wolle die Kinder halten als wären's ihre eignen und sie sollten ihr ganz allein gehören, aber wir möchten sie nur die ersten zwei Jahr bei uns behalten. Sie gab Kostgeld, mehr als nöthig, und kam immer die Woche ein paarmal heraus und hatt' ihre Freud' an den Kindern. Nach zwei Jahren holt sie sich das kleine Ding, die Malvina, auch richtig ab, aber über den Harald wurden wir eins, daß er noch bei mir bleiben sollt'. — Das wahrte also ein Jahrer sieben oder acht, da kommt ganz unverhofft unser Freiherr wieder und quariert sich gar bei uns in Gothenwiek ein. Er hatte Alles durchgebracht und erinnerte sich, daß hier noch ein altes Haus stand, das übrig geblieben war von all dem großen Besitz. Es war die letzte Zuflucht, sonst wäre er hier nicht eingezogen. Na und auch das — er bildet sich ein, es gehbr' ihm noch, es gehbr' ihm aber nichts mehr. Der frühere Bevollmächtigte seiner Geschäfte spiegelt ihm vor, es sei noch ein kleines unangreifbares Kapital da, von dem er die Zinsen schickt und von dem allein der Freiherr lebt. Es ist aber nichts damit. Das Fräulein Jessenius gibt heimlich das Geld her, ihr gehbr' auch das Haus und der Freiherr soll nicht wissen, daß sie nicht nur die Kinder, sondern auch ihn ganz und gar erhält. Ja, ja, das ist eine seltene Person, so unanfechtlich wie sie aussieht!

Peter Matthesen schwieg, zündete seine Pfeife wieder an, und ich unter der Wucht seiner Mittheilungen, saß ihm ebenfalls schweigend gegenüber. Nach einer Weile fing der alte Fischer wieder an: „Einmal, weil ich den Harald noch bei mir hatte, dacht' ich, ich müßt' doch versuchen, Vater und Sohn zusammen zu bringen. Na, Sie wissen vielleicht, daß ich damit nichts Gutes angerichtet. Jetzt freilich thät ich es nicht mehr, denn ich weiß, wenn der Freiherr den Harald ansieht, dann kommt ihm sein ganzer Mergel wieder, vielleicht rüht sich auch das Gewissen und er denkt an den Schweden, den er selbst durch eine Kugel aus der Welt geschafft. Und jetzt, Herr Doctor, hab' ich noch von dem Fräulein Malvina zu reden. Was von dem Harald gilt, das gilt auch von ihr, denn sie sind Zwillingsschwester. Es ist unnütz, daß sie sich hier plagt, und eine Schmach und Schande, wie sie leben muß. Der verdient sich einen Gotteslohn, wer sie da aus der wackligen Kajüte herausholt. Vermögen hat sie keins und die Gesundeste ist sie auch nicht, aber sie kann noch wieder aufkommen, wenn man ihr zeigt, daß ein junges Blut auch seine Freud' am Leben hat. Also Herr Doctor, wenn Sie's ehrlich meinen, wie ich mir's nicht anders denke —“

„Ich mein' es ehrlich, Peter Matthesen!“ unterbrach ich ihn, indem ich dankbar seine Hand schüttelte und mich erhob. „Morgen muß ich weg, aber bald komme ich wieder, und wenn Malvina dann will —“

„Gi, sie wär' nicht gefeiert, wenn sie nicht wollte! Aber wenn Sie wirklich Umstände machte, nu so — so würd' ich, Peter Matthesen, mal mit ihr reden!“

„Aber nicht eher, alter Freund, als bis ich selbst es gethan!“

Ich verabschiedete mich und schritt in die sternhelle Nacht hinaus, aufgeregt, mit glühendem Gesicht und klopfender Brust. Wie seltsam! Ein alter Fischer war der Vertraute meines verschwiegensten Wunsches geworden, er hatte ihn mir aus dem Herzen gelesen! Mein Plan stand von nun an fest. Malvina lebte hier einem Wahne, sie opferte sich für ein Unmögliches, sie mußte gerettet, mußte so bald als möglich diesen Umgebungen entzogen werden.

Nach trat ich in das Zimmer des Freiherrn, der mit großen Schritten auf und nieder stampte, und mich erschreckt und wüthend anfuhr, daß ich ungemeldet zu ihm gedrungen. Ich wußte nun schon, wie ich ihn zu behandeln hatte und so warf ich, gleichgültig gegen sein Aufsehen, den Mantel ab und sagte: „Herr Baron, sind Sie diesen Augenblick vernünftig genug, um ein ernstes Gespräch zu führen, oder wünschen Sie sich durch angenommene Verücktheit unmöglich zu machen?“

„Hol' Sie der Teufel mit Ihren Unverschämtheiten!“ schrie er. „Kommen Sie nur in mein Haus, um meinen Zorn zu erregen? Mit Gästen solcher Art werde ich keine Umstände machen.“

„Ich auch nicht,“ sagte ich, indem ich mich setzte. „Dieser Ton ist zwischen uns verabredet und wir finden uns ja wol beide ganz behaglich dabei. Leider ist es schneller vorbei als ich voraussetzte. Ich muß morgen schon abreisen.“ Damit zog ich den empfangenen Brief aus der Tasche und las ihm das Nöthigste daraus vor.

Er blieb plötzlich stehen, sah mich an und sagte mit ganz verändertem Ausdruck: „Sie wollen abreisen? Morgen schon?“

„Ich muß. Mein Verur verlangt mich zurück, und Sie werden selbst einsehen, daß ich hier nicht so lange verweilen kann, bis Sie völlig genesen sind. Thun Sie doch selbst Alles, um Ihren Zustand zu verschlimmern, die nützliche Hilfe nutzlos zu machen. Gesehen Sie einmal selbst, glauben Sie sich einer Kur, einer Pflege unbedingt fähig zu können?“

Er schüttelte den Kopf.

„Fühlen Sie nicht selbst, daß sich jede Hand, die Ihnen Hilfe bietet, vor Ihrer Begegnung zurückziehen muß?“

Er zuckte die Achseln und kniff die Lippen zusammen.

„Erkennen Sie nicht selbst,“ fragte ich weiter, „daß ein Leben, welches sich Ihrer Pflege opfern will, zu Grunde gehen muß bei der Art und Weise, wie Sie Ihre Umgebungen behandeln?“

„Ah! dahin will's hinaus?“ rief er, den Kopf zurückwerfend. „Ich verstehe!“

„Wenn Sie verstehen, Herr Freiherr — dann um so besser. Ich rede von Fräulein Malvina.“

„Und sie hat sich weiblich Luft gemacht über mich! Natürlich! Hababa!“

„Sie täuschen sich — doch das bei Seite. Das Fräulein ist körperlich leidend, bedarf selbst der Pflege, vor Allem freundlicherer Umgebungen. Ich schlage als Arzt vor, daß Sie dem Fräulein gestatten, einige Zeit in der Stadt zuzubringen.“

„Das soll ich gestatten?“ sagte er kalt. „Ich halte sie ja nicht, sie folge ihrem Willen, ich habe sie nicht zu mir gerufen. Ich zwing' Niemand, meine Nähe zu ertragen — Niemand, Niemand!“

„Sie wissen wohl, Herr Baron, daß Fräulein Malvina die Pflichten der Tochter sehr ernst nimmt und nicht von freien Stücken und für eigene Zwecke Ihr Haus verlassen wird. Es

wird Ihre, des Vaters Sache sein, der jungen Dame das Anerbieten zu machen.“

Bei dem Freiherrn war ein Sturm im Anzuge, das merkte ich, doch nahm er sich zusammen und sagte, freilich immer noch mit scharfem Tone: „Sie wissen natürlich auch schon, bei wem das Mädchen in der Stadt wohnen wird?“

„Wie sollt' ich denn nicht?“ entgegnete ich so unbefangenen als möglich. „Ich höre ja, daß Fräulein Malvina eine Tante in der Stadt hat, bei der sie erzogen ist, daß bei dieser auch Ihr Herr Sohn wohnt. Sie werden mir eingestehen, daß Ihr Haus hier draußen das nicht zu leisten vermag, was jetzt Noth thut, eine liebevolle Pflege, Schonung und angenehme Eindrücke.“

Es entstand eine Pause, während welcher der Freiherr wie gewöhnlich mit großen Schritten das Zimmer durchmaß. Was in ihm vorging, ahnte ich wohl. Er schwankte, ob er mich als Eingeweihten in seine Familienverhältnisse ansprechen, ob er seinem Mißtrauen, Verdacht und aufsteigenden Zorn freien Lauf lassen sollte. Ich war verwundert, daß er Haltung genug bewahrte, um sich einigermaßen ruhig mir gegenüber zu setzen, mit den Worten: „Es ist gut, Doctor. Sie soll nach der Stadt. Ich werde ihr meinen Willen aussprechen. Ich glaube wohl, daß ihr der Aufenthalt hier nicht gut thut. Wenn thäte er überhaupt gut! Sie ist sonst gewiß — eine recht achtungswerthe Person. Es wird mir lieb sein, wenn ich sie in besseren Verhältnissen weiß.“

Die letzten Worte kamen immer noch hastig und gezwungen genug heraus, doch wurde der Ton seiner Rede ein plötzlich veränderter, als er schwer aus der Brust athmete, halblaut fortfuhr: „Also morgen wollen Sie auch fort, Doctor! Bleiben können Sie nicht, das ist richtig. Und wenn Sie könnten, Sie würden keine Lust haben. Sie haben Ihren Zweck hier erreicht, und gehen nun. Sie sind um meinetwillen nicht gekommen und werden um meinetwillen nicht bleiben. Um meinetwillen allein bleibt Niemand hier!“

Ich bekenne, daß ich bei dieser Wendung zum erstenmal



Friederike Bremer.

etwas von wirklichem Mitleid mit dem Freiherrn fühlte. Seine selbst verschuldete Einsamkeit lastete auf ihm und sein verfinstertes, jedem Argwohn zugängliches Gemüth machte den Druck noch schwerer. Ich konnte ihm, wenn immer etwas sophistisch, versichern, daß ich nur um seinerwillen nach Gothenwiek gekommen sei. Nahm er das auch ungläubig auf, so schien ihm mein Versprechen eines baldigen erneuten Besuchs doch wohl zu thun. Wir kamen auf andere Dinge, und er rückte sogar mit der Mittheilung heraus, daß er angefangen habe, seine mancherlei Reisen und Wandersfahrten aufzuschreiben. Er ließ sich nicht lange nöthigen, etwas daraus vorzulesen und that es mit jenem allen Dilettanten eignen Eifer, jener sieberhaften Aufregung, die jedem Zeitmaß spottet. Ich hörte die abenteuerlichsten Kriegsgeschichten, tollkühne Streifereien und Gefahren in Amerika, Asien, zu Land und See, und war mehr erschöpft vom Hören, als der Leser vom Vortragen, als die Mitternachtsstunde vom Dorfstrichthurm schlug. Er machte dann doch ein Ende und begann auf die Unordnung des Hauses zu schelten, daß das Abendessen so lange hinausgeschoben sei. Daß Niemand sein Zimmer ungerufen betreten durfte, wollte er vergessen. Auf dem Hausflur fanden wir den alten Kastellan auf einem Stuhle eingeschlafen, der, um für jeden Ruf schnell bei der Hand zu sein, diesen Platz gewählt und der Vorlesung zum Opfer gefallen war. In später Stunde gingen wir noch zu Tische. Malvina hatte lange auf uns warten müssen. Ich hörte nachher, daß diese willkürliche Unordnung, in der die Laune des Herrn sich an keine Stunde band, die eigentliche Ordnung des Hauses war. Dabei sollten die Betheiligten gesund bleiben!

Malvina kam nicht mehr zum Wort, und ich nur wenig, denn des Freiherrn Schreien waren aufgezoogen, er setzte seinen Vortrag in ununterbrochenem Strome fort. Zwei Uhr Morgens war vorüber als wir uns trennten.

Da ich es wol aufgeben mußte, Malvina vor meiner Abreise noch allein zu sprechen, benutzte ich den Rest der Nacht zu einem Briefe an sie. Ich setzte ihr die Nothwendigkeit eines Auf-

enthalt in der Stadt für ihre Gesundheit auseinander, theilte ihr die Einwilligung des Freiherrn mit, sprach die Hoffnung eines Wiedersehens bei Virginia Jessenius aus, und wenn Malvina zwischen den Zeilen zu lesen verstand, so mußte sie aus meiner liebevollen Sorge mehr als nur die Stimme des Arztes erkennen.

Nach kurzer Ruhe sah ich einen nebelgrauen unbehaglichen Morgen durch die Fenster dämmern. Der Kastellan erhielt meinen Brief zur Besorgung. Der Freiherr kam in der letzten Viertelstunde auch noch zum Vorschein. Er war verstimmt, verwachsinster wie der Morgen draußen. Malvina sah ich nur in der Gegenwart des Hausherrn am Frühstückstisch. Ich küßte den Abschied, sagte den Gastfreunden rasch Lebewohl und sprang in den Wagen.

An einem herbstlichen Regentage hatte ich meinen Wohnort verlassen, an einem noch graueren, durch Nebel und feuchter Schauer trat ich die Rückreise an. Es war wie ein Traum, das inzwischen auch die Sonne geschienen und ein goldener Glanz diese Gegend gestreift habe. Nur acht Tage waren vergangen und wie viel hatte ich erlebt! Wie viel nahm ich im Herzen mit zurück! —

Vorerst fand ich in meinem Wohnorte genug und übergenu zu thun, und das war gut um mir die schweifenden Gedanken zu bannen, die, ungeschreckt durch die kühle Nebelreise, gar gern den Weg zu theuren, geliebten Menschen einschlugen. Aber wenn der Tag dann alle Jugendkraft in Anspruch genommen dann fand mich die späte Nacht noch über beschiedenen Mittheilungen, die meine hauptsächlichliche Erholung ausmachten. Auch waren weder Virginia Jessenius, noch Harald farg mit Entgegnungen, es verging keine Woche ohne geschriebene Botschaften hin und her, und das Gefühl, den Freunden werth, ja nothwendig geworden zu sein, hob mich vor mir selbst. Von Malvina zwar erhielt ich keine Zeile, wol aber wurde mir schon nach acht Tagen die Freundtunde, daß sie im Hause Virginia's angelangt sei, um, wie Harald hinzufügte, nie wieder „in die Hölle Fasnir's, des Drachen“ zurückgeschendet zu werden. Mehr und mehr fühlte ich, wie meine Wünsche und Hoffnungen nach einer bestimmten Entscheidung hindrängten. Endlich, in den letzten Tagen des November konnte ich mich auf kurze Zeit frei machen, meldete meinen Besuch bei Virginia Jessenius, um bald darauf abzureisen.

Es war in dieser nördlichen Gegend Winter geworden. Noch hatte der eigentliche Frost nicht begonnen, aber Schnee säßerte in großen Flecken und lag als weiche Decke über den Feldern. Ich fragte nach seiner Jahreszeit, in mir war hoffnungsvolle Blüthezeit. So kam ich bei den Freunden an, wurde als zum Hause gehbr'ig empfangen, und fühlte selbst, daß ich hier zu Hause war. Was ich mit Sehnsucht erwartet, nahe sich einer unverhofft schnellen Erfüllung. In Malvina's Augen erkannte ich, daß ich sprechen dürfe und sie wurde schon am nächsten Tage meine verlobte Braut.

O! wir vier nun so nahe und für immer Verbundenen waren sehr glücklich! Malvina erschien mir von Tag zu Tage mehr und zu ihrem Vortheil verändert. Der Druck kummervoller Jahre war von ihr genommen, ein feines Roth verklärte ihre Wangen, eine sanfte Liebesswürdigkeit leuchtete aus ihrem ganzen Wesen. In den lauten Jubel, dem wir drei Andern uns oft hingaben, schien ihre stille, glückliche Heiterkeit hinein wie ein befänstigender Strahl, der die gehobenen Wogen der Freude in ein edles Maß brachte. Ihr Kommen und Gehen, ihre Fügsamkeit, ihre freundliche Dienstfertigkeit erschienen wie die Anmuth selbst. Und jetzt, wo sie eigentlich zum erstenmal für das Leben ausblühte, trat die Rehnlichkeit ihrer ganzen äußeren Bildung mit der des Bruders recht auffallend hervor.

(Schluß folgt.)

Friederike Bremer.

Von F. v. H.

Ein Vierteljahrhundert hat die schwedische Schriftstellerin Friederike Bremer fleißig auf dem Barnas gearbeitet und sich einen weltbekanntesten Namen erworben. Man hat sie vorzugsweise in Deutschland viel gelesen, aber auch in England, Frankreich und Rußland sind einige ihrer Werke bekannt geworden. Man liest sie noch immer in den Leihbibliotheken, und in einigen Familien schenkt man sie den jungen Mädchen zum Geburtstag, aber ihre einstige Geltung ist in den Schatten der Vergangenheit getreten. Vielleicht mit Unrecht, denn sie ist, uners Grachtens, noch eben so viel werth wie die meisten schriftstellenden Damen der Gegenwart.

Friederike Bremer hat wenigstens drei bis vier Romane geschrieben, die an Neuheit der Erfindung, Wahrheit der Charakterzeichnung und Reinheit der Bemerkungen von keinem modernen Autor übertroffen worden sind: „Die Töchter des Präbidenten“, „die Nachbarn“, „das Haus“ und „die Familie S.“ können als Belege für diese Behauptung gelten. Unter den übrigen zahlreichen Schriften der Schwedin findet sich ebenfalls noch viel Gutes, aber auch manche Wiederholung und manche Schwäche, wie sie der weiblichen Feder leicht anhebt.

Der Roman, die Nachbarn, ist durch die dramatische Bearbeitung der Frau Birch-Pfeiffer als Mutter und Sohn besonders populär geworden. Daß der Lieblingssohn die eigene Mutter durch einen Diebstahl unglücklich macht, ist ein ergreifendes Schauerergänze aus dem Familienleben und beweist, wie kraftvoll Friederike Bremer die Feder zu führen vermochte. Indessen ist die Idylle doch ihr eigentliches Feld: die Naturanschuldungen aus ihrer nördlichen Heimat, das Stillleben der einfachen Menschen in derselben! Die Beobachtung und genaue Kenntniß des weiblichen Herzens zeichnen ihre Romane ebenfalls aus und sie ist in dieser Beziehung keineswegs blind; die Schwächen ihres Geschlechts werden von ihr durchaus nicht beschönigt. Die Eitelkeit namentlich wird in dem Roman das Haus mit vielem Humor gegeißelt. Ein häßliches junges Mädchen, im Besitz zahlreicher hübscher Schwestern, legt sich am Vorabend eines Balles ein Pflaster auf die Nase und hofft sie in der einen Nacht völlig umzugestalten. Wie alle Schönheitsmittel hilft dies Pflaster nichts, sondern verschlimmert das Uebel und die arme gequälte Nase ist nach Entfernung des Pflasters röther und dicker als vor-

Nichtsdestoweniger bildet sich das junge Mädchen ein, mehrere Eroberungen auf dem Valle gemacht zu haben, indem es die gewöhnlichsten Höflichkeiten der Herren für Huldigungsbeweise hält. Nach einigen bitteren Erfahrungen und Enttäuschungen kommt die Besitzerin der rothen Nase indessen zur Vernunft zurück und wird noch eine anerkannt liebenswürdige, sogar gefeierte Persönlichkeit, weil sie nicht mehr an sich selbst denkt und danach trachtet, nicht durch Aeußerlichkeiten, sondern durch innern Werth zu gefallen.

Es liegt dieser gelungenen Charakteristik offenbar ein eigenes Erlebnis der Verfasserin zu Grunde; sie war nicht äußerlich begabt und mußte manche Kämpfe durchmachen, ehe der Weltstimm überwinden war. Als dann wendete sich der Beifall der besseren Menschen ihr mehr zu, als wäre sie eine Schönheit gewesen. Alle die sie kannten, stimmten darin überein, daß ihre Unterhaltung durch den Wechsel von freischem Humor mit ernster Lebensanschauung und durch einen hohen Grad von Bildung gradezu bezaubernd gewesen wäre. Auch für ihre Stellung in der Welt gewann sie in späteren Jahren die Gunst des Schicksals; die schriftstellerische Laufbahn brachte ihr allgemeine Anerkennung, Ehrenbezeugungen und hinreichende Einnahmen. Sie machte große Reisen; nach Amerika namentlich, wo sie sehr gefeiert wurde, und nach Italien, wo sie ihren letzten Roman, Vater und Tochter schrieb.

Es eriffert eine kurze Darstellung ihres Lebens und Wirkens von ihr selbst entworfen, woraus hervorgeht, daß sie von wohlhabenden Aeltern 1802 in Finnland geboren wurde, als kleines

territorium. Wenn man weiß, wie sehr die Rothhäute, diese Uebewohner des Amerikanischen Urwaldes, mit ihrer ersten Heimat, dem Urwald selber, im Verschwinden begriffen sind, so wird eine jede Mittheilung aus jenem Lande der Romantik, durch Cooper's „letzten Mohikaner“ und übrige Romane so populär gemacht, auf eine fast wehmüthige Theilnahme der gebildeten Welt zu rechnen haben, vor deren Culturpionieren sie gleichsam in das Grab sinkt. Besonders ist es aber diesmal der Fall, wo der Gegenstand derselben ein schönes, kaum achtzehnjähriges Mädchen ist. Sie war immer freundlich gegen die Weißen gewesen, und hatte sich sogar, während ihr Stamm an der Grenze verweilte, mit einigen der jenseitigen Bewohner befreundet. Als vor kurzem die Feindseligkeit zwischen ihrem Volke und den Europäern wieder ausbrach, und sie demzufolge gezwungen war, diejenigen als Feinde zu betrachten, die sie sehr lieb gewonnen, da bekam ihre Gesundheit einen heftigen Stoß, sie krankte langsam dahin, bis sie an gebrochenem Herzen starb. Sie hatte oft in ihrer Krankheit gesagt, daß sie sich des Lebens nicht freuen könne, wenn sie ihre weißen Freundinnen und Freunde — von denen einige sie von Kindheit auf gekannt — nicht sehen dürfe und dann verfiel sie in einen Zustand der Melancholie, aus welcher nichts als der Tod sie zu befreien vermochte. Da kurz vor ihrem Tode ihr mehrere Tausende starker Stamm sich versammelte, um zum Zwecke von Friedensverhandlungen mit den Offizieren der Vereinigten Staaten wieder nach dem Fort zu wandern, da hat sie, daß man ihre Leiche mitnehmen und in der Nähe des Forts begraben möge. So kam der um Friede bittende Stamm mit der Leiche seiner Fürstin vor der

gehoben. Die Köpfe und Schweife ihrer beiden weißen Ponies, welche man unmittelbar nach ihrem Hinscheiden gleichfalls getödtet, wurden auf die Spitzen der Pfähle befestigt, damit die Fürstentochter der Siour „hinüber reiten möge durch die schönen Jagdgründe“ nach dem Lande

„Wo kein Schnee mehr ist,
Wo mit Mais die Felder brangen,
Der von selber spricht.“...

damit sie herrlich gekleidet und geschmückt, wie sie es auf Erden gewesen, vor dem großen Geiste erscheine...

Wen würde solche Frömmigkeit bei solcher Einfalt nicht ergreifen und wen nicht an das Gedicht Schiller's: „Nadawestiers Todtenlied“ erinnern, welches so treffend jenes Volk schildert, mit dessen langsamem Dahinsterven unter roher und rauher Hülle ein ganzer Schatz rührender Kindlichkeit und herrlich poetischer Sagen, tausendjährig wie der Urwald, dahinstirbt.

[1592]

Beschreibung des Modenbildes.

Fig. 1. Kleid von weißem Mull für Mädchen von 3 Jahren. Die Garnitur desselben ist mit rosa Tassetband ausgeführt und imitirt auf dem Kleide eine Art Luneta.

Fig. 2. Hausanzug. Robe von hellgrauem Lino s. Schmale Schrägstreifen von blauem Tasset begrenzen die Nahte des Rockes, umgeben seinen untern Rand und garniren die hohe,



Kind jedoch nach Schweden mit ihnen überfiedelte. Den Winter lebte sie bis zu ihren reiferen Jahren stets in Stockholm, den Sommer oft auf dem Lande, da ihr Vater Gutsbesitzer war. Nach dem Tode desselben wurde sie eine Zeitlang Erzieherin bei einer Gräfin Sonnenhjelm, dann Lehrerin an einer höhern Töchter- schule und begann erst im sechsunddreißigsten Jahr ihre Ta- lente der Presse zu widmen. Mit liebevoller Anerkennung er- wähnt sie es, daß sie der deutschen Literatur die erste Anregung zur Production verdankt; namentlich war Schiller's „Don Car- los“ ihre Lieblingslectüre und „der erste Funke zu der Flamme ihrer poetischen Begeisterung“.

Am 31. December 1865 starb Friederike Bremer und es wäre zu wünschen, daß die neueren Schriftstellerinnen, die unsern Bü- chermarkt überschwemmen, ihre bescheidene harmonische Schreib- weise mehr zum Vorbild nehmen möchten. [1596]

Das Begräbniß einer Indianerfürstin.

Wie die nordamerikanischen Blätter mittheilen, starb un- längst die Tochter des Häuptlings der Siour-Indianer, am Pul- vertrrome, 260 (engl.) Meilen vom Fort Laramie im Dakotah-

Festung an. Der amerikanische Oberst, Commandant des Forts, rückte dem Zuge mit seinem Stabe entgegen, um den Häuptling zu begrüßen, welcher in seiner Erscheinung ganz das Bild eines edlen Indianerkriegers war. Das Begräbniß der Fürstin fand bei Sonnenuntergang statt. Der Oberst unterrichtete den Häupt- ling, daß der Feldprediger den Beerdigungsgottesdienst nach christlichem Gebrauch vollziehen wolle, wenn er es wünsche. Nach einigem Bedenken gab er es zu. Nach der Sitte der Indianer wurden nun vier etwa 12 Fuß lange Pfosten in den Boden ge- rammt und darüber ein Gerüst errichtet, auf welches der Sarg gestellt werden sollte. Vier Indianerweiber legten die Leiche in den Sarg, kleideten sie in ein Gewand von Büffelleber und gaben ihr Alles mit, was sie sonst noch an Kleidern und Schmuck besaß. Dann gab ihr der Häuptling ein schönes Paar Handschuhe, „um ihre Hände warm zu halten auf ihrer weiten Reise“; bekanntlich denken sich die Indianer das Jenseits als ein herrliches, aber weit entferntes Land, in welches die Seelen der Verstorbenen in tage- langer Wanderung pilgern. Die Predigt des Feldkaplans, welche man ihnen verdolmetschte, ward oft durch ein schmerzlich-klagen- des „Ugh“ unterbrochen, den bekannten Todtenschrei der Indianer, in welchen der ganze, zu Tausenden hier versammelte Stamm mit dumpfer Stimme einfiel. Dann ward der Sarg geschlossen und nachdem man eine rothe Decke darüber gebreitet, auf das Gerüst

vorn durch Perlmutterknöpfe geschlossene Taille. Gürtel von blauem Grosgrainband, Perlmutterknalle. Blaue Cravate.

Fig. 3. Promenaden-Anzug. Keilrobe nebst Pa- letot von hellbraunem (seutri) Foulard. Die Garnitur bilden Patten von demselben Stoff, welche mit schmalem schwar- zem Rosamentierbriichen eingerandet und mit runden Zeitknöpfen besetzt sind. Die beiden Patten in der hintern Mitte des Paletots endigen in Zeitfransen. Fanchonhut von weißem Crêpe; den Fond desselben umgibt ein Kränzchen von weißen Hyacinthen- blüthen.

[13,811]

R.

Optische Täuschungen.

„Was ich mit eigenen Augen sehe, das wird mir Niemand bestreiten!“ ruft so Mancher, im guten und festen Glauben an die Untrüglichkeit dessen, „was er sieht“. Rechtfertig aber dieser edelste der Sinne, wie man ihn nennt, das in ihn gesetzte Vertrauen? Keineswegs! Ueberall, wohin wir blicken, werden wir von ihm getäuscht. Der Glaube an seine Unfehlbarkeit ist ein Vorurtheil.

Doch seien wir nicht ungerecht. Nicht das Auge trügt, wir selbst täuschen uns. Denken wir daran, daß beim Sehen das Meiste unser Urtheil thut und wie viel falsche Urtheile im Leben gefüllt werden.

Das Sehen ist etwas Gefehrtes, wie das Sprechen, und wir gelangen erst durch Übung und Erfahrung zu einiger Sicherheit darin. Kinder sind sehr ungeschickt! Jeden Augenblick begegnet ihnen ein Unfall; sie stolpern, sie fallen und zerbrechen, was in ihre Hände kommt. Nicht bloß, weil ihre Muskeln noch schwach und unausgebildet sind, sondern vielmehr, weil sie im Sehen noch nicht geübt sind und die Entfernung und Größe der Gegenstände noch nicht richtig zu schätzen wissen.

Vergegenwärtigen wir uns den Vorgang beim Sehen. Daß dasjenige, was wir sehen, Gegenstände außer uns sind, lernen wir erst mit Hilfe des Tastsinnes durch die Erfahrung, die wir schon von klein auf sammeln. Erfahren wir z. B. einen heftigen Schlag auf das Auge, so sehen wir Funken tanzen. Erst der Tastsinn gibt uns in empfindlicher Weise Aufklärung über die wahre Natur dieses Reizes. Wer nie zuvor in einen Spiegel sah, hält das Spiegelbild für einen Gegenstand und doch ist es nur der Reflex eines solchen. Größe und Entfernung der Gegenstände sind ganz besonders ein Product unseres Urtheils. Beständige Übung läßt uns in Abschätzung von Gegenständen in horizontaler Lage selten irren, obgleich auch hier das Urtheil unsicher wird, besonders wenn auf großen Flächen keine Anhaltspunkte, wie Häuser, Bäume u. dgl. m. sich darbieten. Wie schwer es ist, auf hoher See Distanzen zu bestimmen, ist bekannt. Gänzlich irre geführt werden wir in Abschätzung fernerer Entfernungen und zwar hauptsächlich wegen des Mangels an Übung in dieser Richtung zu sehen. Bekannt ist das Vergebliche des Versuchs, die Größe eines Cylinders eines am unteren Ende einer Wand anzudeuten. Der Hut wird immer zu hoch angegeben, oder richtiger, das angebeutete Stück der Wand um ein Bedeutendes unterschätzt. Menschen auf der Thurm- oder Bergspitze scheinen uns winzige Zwerge. Die größte Stadt, von einem in bedeutender Höhe schwebenden Luftschiffe gesehen, glaubt man mit der Fläche der Hand bedecken zu können. Auch die beträchtlichere Größe der Sonnen- und Mondscheibe beim Auf- und Untergange erklärt sich aus dem Bisherigen mit Leichtigkeit.

Unser Blick ist gerade nach den Himmelstörpern gerichtet. Betrachten wir einmal die schmale Mondsichel gleich nach dem Neumonde! Wir werden bei aufmerksamem Hinblicken auch den nicht erleuchteten Theil der Mondscheibe wahrnehmen. Doch scheinen diese beiden Theile nicht zu einem Kreise zu gehören; der hellere greift hinüber über den dunkleren. Folgender einfache Versuch wird dieses Uebergreifen hellerer Flächen über dunklere noch deutlicher wahrnehmen lassen. Zwei schwarze und zwei weiße Stücke Papier von quadratischer Form werden wie Felder eines Schachbretts an einander gelegt, so daß ein paar der gegenüberstehenden Ecken schwarz, das andere Paar weiß ist. Aus einiger Entfernung betrachtet, scheinen die weißen Ecken über die schwarzen zu greifen und die Ränder dieser zu überdecken. Eine Erklärung dafür wird in der Annahme gefunden, daß das stärkere Licht nicht nur einen Reiz an denjenigen Stellen auf der Netzhaut ausübt, auf welche die Lichtstrahlen treffen, sondern daß dieser Reiz sich noch über die Grenzen hinaus verbreitet und so die helleren Gegenstände als größere zu unserem Bewußtsein gelangen.

Mit vielem Glück ist diese Art optischer Täuschung von der Damenwelt ausgebeutet und maßgebend für die Wahl der Farbe gewisser Toilettegegenstände geworden. Unsere Leserinnen sind verwundert über den Zusammenhang ihrer Toilette mit der physikalischen Wissenschaft. Aber warum trägt man so ungenügende Handschuhe, wenn man nicht wüßte, daß sie eine große Hand machen? Wie ließe sich die Vorliebe starker Personen für dunkle Roben erklären, wenn es nicht zu den Toilettegeheimnissen gehörte, daß diese den Körper schlank erscheinen lassen; und hat die Zusammenstellung: schwarze Schuhe und weiße Strümpfe, oder weiße Blouse mit schwarzem Gürtel ohne Grund so allgemeine Verbreitung gefunden?

Zu noch merkwürdigeren Täuschungen gibt besonders die Brechung der Lichtstrahlen Anlaß.

Das Licht pflanzt sich im Allgemeinen in gerader Richtung fort. Man kann nicht um die Ecke sehen, wie man sagt. Doch erfahren die Lichtstrahlen eine Ablenkung von dieser Bahn, wenn sie aus einem dünneren in ein dickeres Mittel, z. B. aus Luft in Wasser oder umgekehrt aus Wasser in Luft gehen. Da wir den Gegenstand in der Richtung des ins Auge fallenden Strahles erblicken, so müssen wir nothwendig in der Lage dieses Gegenstandes irren, wenn der Strahl vorher gebrochen wurde. Durch ein geschliffenes Glas oder die Blase in der Kante eines Fensters gesehen, verrückt sich der Gegenstand vor unseren Augen. Der scharf ins Wasser getauchte Stab erscheint, und zwar das im Wasser stekende Ende, nach oben gebrochen. Leiche und Flüße, denen man auf den Grund sehen kann, hält man für weniger tief, als die Messung ergibt. Dort spielt ein Fischlein in den Strahlen der Sonne, die seine Schuppen verflüßern; so nahe der Oberfläche! Ein Griff und es ist unser! Aber schlaggriffen! Wohlgegemuth schwimmt es unter unserer Hand hinweg. Viel tiefer hätten wir fassen müssen, wenn der Fang uns glücken sollte! Hier wurde eine optische Täuschung eines Fischchens Rettung. Einer Täuschung anderer Art, gleichfalls auf dem Gesetze der Brechung beruhend, ist manches Menschenleben zum Opfer gefallen. Reisende, die ihr Weg durch die glühenden Sandwüsten Afrika's führt, erblicken oftmals ganz unverhofft die lang ersuchte Oase. Ein herrlicher See, umgeben von schattigen Palmen, labet die Ermatteten zur erquickenden Ruhe ein. Wehe ihnen, wenn sie dem verlockenden Zauberbilde folgen. Von der Heerstraße ab der Feenlandschaft zuweilend, zerrinnt sie vor ihren Augen. Sie finden sich weiter ab vom Ziel ihrer Reise denn je und erliegen endlich wol gar dem Durst und der Anstrengung. Viel haben diejenigen davon zu leiden gehabt, welche die Expedition Napoleon's nach Aegypten mitmachten und die vom Fieberbursch erhitzte Phantasie hat diese Erscheinungen auf das Wunderbarste ausgeschmückt. Auch der Seemann weiß sich viel mit den Erzählungen von den Schöpfen der See Morgana.

Nun noch eine Wundererscheinung auf dem Gebiete der Strahlenbrechung!

Geschwindigkeit ist keine Hererei, denken wir, indem wir den Künften eines Taschenspielers zusehen; aber die Täuschung ist oft eine so frappante, daß wir momentan geneigt sind, daran zu glauben. Versuchen wir auch einmal ein solches Jongleurstückchen. Wir malen auf die eine Seite einer Scheibe einen Vogel, auf die andere einen Käfig, drehen die Scheibe schnell um und der Vogel sitzt im Käfig. Das Auge hat nämlich die Eigenthümlichkeit, einen empfangenen Lichteindruck noch eine Zeit lang zu bewahren, während die Ursache dieses Eindrucks (Reizes) schon aufgehört hat zu wirken, d. h. während der Gegenstand, von dem die Lichtstrahlen kamen, sich schon an einer andern Stelle befindet. Dieses Nachhallen des Lichteindrucks im Auge dauert ungefähr eine halbe Secunde. Drehen wir eine glühende Kohle im

Kreise schnell um, so bildet sie einen feurigen Reif. Der Blitz, der doch ein Funke, wird nicht als Funke, sondern als langgestreckte Zickzacklinie gesehen. Wir wissen nun also, daß diese Linie nur der Weg ist, den der Funke nahm.

Wir sehen, mannichfaltiger Art sind die Täuschungen, denen wir in der Natur begegnen, und doch haben wir nur Einzelnes aus der Fülle, die uns umgibt, hervorgehoben. Es ist unter anderm der Farben und ihrer Wirkungen auf einander noch gar nicht gedacht, deren Gebiet bei näherem Eingehen als eine reiche Fundgrube für derartige Erscheinungen sich ergeben würde. Auf diesem Gebiete hat das schöne Geschlecht mehr Erfahrungen gesammelt, als der Physiker, wenigstens so weit sie speciell sich auf die Toilettewissenschaft beziehen.

Mit einem Geschick und einer Sicherheit, die ihrer Beobachtungsgabe alle Ehre macht, üben sie die Kunst, durch Wahl und Zusammenstellung der Farben von Toilettegegenständen auf die Gesichtsfarbe zu wirken. Theils geseht dies, indem sie den zarten Teint angenehm herausheben, den weniger schönen und unreinen in der Wirkung abschwächen, dem matten einen Hauch der Frische verleihen. Theils sind auch ihre Mittel abwehrender Natur. Sie halten alles fern, was den unschönen oder diffizilen Teint in unvortheilhafter Weise herausheben könnte.

Das zarte Blau einer Blondine durch Grün oder Violett zu vergiften, die frische Röthe eines von Gesundheit strotzenden Gesichtes durch Carmin in eine schreiende zu verwandeln, sind Verfröbde, die eine Dame nie begehen wird. Es scheint, als ob ihnen der Sinn und Tact dafür ein wirklich angeborener sei, aber sie werden, nachdem sie diese Zeilen gelesen, doch einmal auch so viel zugeben, daß dasjenige, was man Schönheit und Harmonie in der Toilette nennt, sich auf ganz bestimmte Regeln und Gesetze der Wissenschaft zurückführen lasse, und daß unter den vielen — unschuldigen Täuschungen, wollen wir sagen, welche dabei zur Anwendung kommen, die optischen Täuschungen keineswegs die verwerflichsten sind.

[1579]

H. M.

Die guten, alten Zeiten.

Die gold'nen Abendwolken ziehn dahin,
Ich seh' sie lieblich durch den Himmel gleiten,
Und ihnen in die Ferne folgt mein Sinn —
Ach — ganz wie in den alten, guten Zeiten.

Ein Wald von Wipfeln wagt in weicher Luft,
Von mächt'gen Kronen, weiß und roth beschnitten —
Und mich umweht der süße Zauberduft,
Ach — ganz wie in den alten, guten Zeiten.

Und ruft nicht dorten auch die Nachtigall
Herauf aus üpp'ger Linden Dunkelheiten?
Und mich erfüllt der süße Zauberschall,
Ach — ganz wie in den alten, guten Zeiten.

Von Abendroth umglänzt und Frühlingsflor
Auf Wiesen, welche weit hinaus sich breiten —
Wie drängt sich wieder jener Wunsch hervor,
Ach — ganz wie in den alten, guten Zeiten!

Nach einem Thal, das dort am Himmelstrand
Zu tauchen scheint in unentdeckte Weiten —
Nach einem Wasser, einer Insel, einem Land...
Ach — ganz wie in den alten, guten Zeiten!

Ja, rüthlich Abendlicht, das himmelwärts
Entschwindend meine Blicke noch begleitet:
Du zeigst das Land, wo still das Menschenherz,
So still wie in den alten, guten Zeiten!

[1603]

Julius Rodenberg.

Der Blechhandschuh.

Am 22. September 1761 fand zu Westminster die Krönung König Georg's III. von England statt. Man drängte sich fast zu Tode, um nur hin und wieder ein wenig von all den Herrlichkeiten zu sehen, welche sich den Blicken der staunenden Zuschauer darboten.

Als die große Procession begann, welche von 9 Uhr bis gegen 11 Uhr dauerte, ward der Saal von Westminster durch 2574 Wachskerzen erleuchtet und diese Kerzen hatte man dergestalt geordnet, daß sie sämmtlich innerhalb eines Zeitraumes von drei Minuten angezündet waren. Nachdem nun der König zum Tische gelassen worden war und die Insignien: Schwert, Sporen, Reichsapfel und Scepter erhalten hatte, auch der große goldne Fingerreif ihm angesteckt worden, marschirten die königlichen Gardien in der Halle auf und bildeten Spalier. Durch diesen Gang wandelten alsdann die hohen Herrschaften aus der Kapelle zurück, wobei sechs Gräfinnen der Königin Schleppe trugen und alle Herren und Damen waren im glänzendsten Staate. Man setzte sich hierauf zur Tafel, die überaus prächtig mit den erlesensten Dingen besetzt war. Ein reich besetztes Musikcorps führte die grandiosen Märsche und sonstigen Stücke aus, welche der König befohlen und angezeichnet hatte.

Soweit und bis dahin war Alles nach Wunsch gegangen, und nichts hatte den allgemeinen Jubel gestört. Nun aber sollte ein Zwischenfall die ganze Freude, wenn nicht zerstören so doch in selbstamer und peinigender Weise unterbrechen.

Als der Zug zur Tafel begann, gingen dem königlichen Paare eine Anzahl Jungfrauen voraus. Sie wurden von einer älteren Frau geführt und bestreuten den Weg vor dem königlichen Paare her mit Blumen. Man nannte sie „die Kräutertöchter des Königs“. Nachdem die Herrschaften an der Tafel ihre Plätze eingenommen hatten, standen diese Jungfrauen im Saale dicht an der Thüre, die in den weiten Hof führte neben vielen Leuten von den Gewerken und den Kaufmannsgilden. Da erschien in der Halle hoch zu Ross zwischen dem Herzoge von Bedford und dem Grafen Talbot, in voller Rüstung der Champion. Vor dem Champion ging ein Herold, der nach altem Brauche Jedem mit lauter Stimme aufforderte zum Kampfe auf Leben und Tod, der da dem Könige von England sein Recht auf die englische Krone absprechen wollte. Eine solche Herausforderung wiederholte der Herold dreimal und der Champion rief sie noch einmal vor der Tafel des Königs, dann inmitten und zuletzt beim Ausritte aus der Halle, worauf der König sich erhob und aus einem goldenen Pokale dem Champion zutrank, der alsdann den Pokal zum Gesenke erhielt, sich tief vor dem Könige verbeugte und die Halle verließ.

Wenn der Champion zum dritten Male seine Herausforderung wiederholte, schlenbert er zugleich einen Blechhandschuh in den Saal und rief: Wer den Kampf wagen wolle, der solle

den Fehdehandschuh aufnehmen. Das war nun freilich nur eine Ceremonie und es konnte Niemandem einfallen, dem Könige seine Krone im Zweikampfe streitig machen zu wollen, daher ward der hingeworfene Handschuh auch noch bei keiner Krönungsfeierlichkeit aufgenommen worden. Als aber am 22. September 1761 der Champion den Fehdehandschuh warf — siehe, da sprang aus den Reihen der Blumenjungfrauen ein sehr schönes Mädchen hervor; sie war genau wie Jene gekleidet, eilte, den hingeworfenen Handschuh zu erheben und warf statt seiner einen andern Blechhandschuh in den Saal, worauf sie im Gedränge verschwand.

Die Sensation war ungeheuer, Alles flüsterte und blühte ängstlich den König an, es entstand eine Pause, die höchst peinlich wirkte. Nach den Gesetzen der Ritterschaft mußte der hingeworfene Handschuh aufgenommen werden. Er ward dem Könige gebracht, der ihn genau untersuchte. Als er ihn umkehrte fiel ein beschriebener Zettel heraus, auf welchem, mit feiner Hand hingeworfen, die Worte zu lesen waren: „Ich will die Ausforderung annehmen, den Kampf wagen, wenn der König mir freies Geleite zusagt.“ König Georg war höchlich betroffen und befohl, man solle den ganzen Vorfall nicht weiter berühren, auch jede Untersuchung solle vermieden werden. Auf solche Weise blieb es unenthüllt, wer die Ausforderung angenommen hatte. Das schöne Mädchen suchte man zwar zu ermitteln, doch ist es nicht gelungen, sie aufzufinden; Niemand wußte übrigens zu sagen, wie sie in die Halle gekommen war und der Blechhandschuh von der Rüstung des Champions blieb eben so spurlos verschwunden als die reizende Cartelträgerin.

Es ist nicht unwahrscheinlich und in der That die einzige Möglichkeit, diese seltsame Begebenheit zu erklären, daß sie von der Partei der sogenannten „Jakobiten“ ausgegangen ist, welche bis zum Aussterben der Stuartfamilie in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nicht aufhörten, Versuche zu machen, um ihr den britischen Königsthron wiederzugewinnen, und als diese hoffnungslos geworden, wenigstens durch Demonstrationen zu beweisen fortzufahren, daß sie derselben, auch in ihrem Exil, noch immer nicht vergessen habe.

G. Hill.

Die Mönche vom Athos.

Im Süden der europäischen Türkei ragen drei Halbinseln in das griechische Archipelmeer, von denen die östliche nur durch eine kaum eine Viertelmeile breite Meerenge mit dem Festlande zusammenhängt. Diese Halbinsel heißt Hagion Dros und durch ihre ganze Länge zieht sich ein Gebirgsrücken, der an einigen Punkten an 6000 Fuß hoch ist. Sagen aller Art und Erinnerungen der Geschichte gehören diesem Lande an. Einer der Giganten soll diese gewaltige Gebirgsmasse in dem Kampfe mit den Göttern hierher geschleudert haben, Aeres sah hier seine Flotte scheitern, und wie er aus Wuth das Wasser des Vostorus mit Ruthen peitschen ließ, wollte er aus Rache für den Schiffbruch seiner Flotte diese Halbinsel abschneiden. Griechische Städte haben einst hier geblüht, griechische Tempel hier gestanden, dann flohen in diese Gebirge die ersten Christen vorden römischen Verfolgungen, und sie sind es, welche dies seltsame Land bis heute in Besitz und ihm einen so seltsamen Charakter gegeben haben.

Diese geflohenen Christen führten in der Einsamkeit des Athosgebirges ihr frommes und dürftiges Eremitenleben. Sie wurden Mönche und erbauten Klöster auf dem Rücken des herrlichen Athosberges, und sie pflanzten diese erste Heimatsstätte mit doppelter Liebe, als das Christenthum nicht mehr verfolgt wurde und die griechischen Kaiser die eifrigsten Beschützer desselben waren. Im zehnten Jahrhundert war hier schon eine Colonie von griechischen Mönchen und eine förmliche Klosterstadt breitete sich auf den Abhängen des Berges Athos aus. Die byzantinischen Kaiser schenkten den frommen Eremiten auf dieser so abgelegenen Halbinsel große Ländereien, kaiserliche Bullen entbanden sie von allen Steuern und Abgaben und nach und nach mußten die übrigen Einwohner dort auswandern, um den Mönchen das Land allein zu überlassen. Bald war die Halbinsel nur noch von diesen griechischen Mönchen bewohnt und es wurde ein Gesetz erlassen, welches jedem weiblichen Wesen den Eintritt in diese Gebirgslandschaft streng untersagte und ebenso keine Kuh, keine Ziege, kein weibliches Thier in derselben duldet. Aus der Stadt wurde ein Mönchsstaat, wie er in solcher Reinheit und Geschlossenheit nirgends weiter existirt. An achttausend Mönche der griechischen Kirche, dem Orden des heiligen Basilus angehörig, bilden seit Jahrhunderten diesen eigenthümlichen Staat; er hat zwanzig große, gleich Festungen mit hohen Mauern umgebene Klöster, elf mit den Klöstern in Verbindung stehende große Wohngebäude und mehr als 500 einzelnstehende Kläusen, in denen die Mönche wohnen, welche sich vornehmlich dem Ackerbau und der Gartencultur widmen. Jegliches Kloster ist für sich eine unabhängige Gemeinde in diesem Staate, die ihre eigene Verwaltung hat; alle diese verschiedenen Gemeinden erwählen alle vier Jahre einen Abgeordneten, deren Versammlung die Regierung des Mönchsstaates bildet. Ein Ausschuß von vier Mitgliedern dieses Protaton ist der Vorstand zur Verwaltung der Einkünfte und der Rechtspflege. Dieser Senat tagt in Karies, einem Ort von etwa tausend Einwohnern, welcher den stolzen Titel einer Hauptstadt dieser Halbinsel führt. Hier hat auch ein türkischer Pascha seinen Sitz, welcher Gouverneur des Landestheils ist und unter dessen Befehl eine albanesische Leibwache steht. Seitdem die Türken Herren des alten Byzanz geworden sind, haben sie den christlichen Mönchsstaat auf der Halbinsel respectirt. Sie haben ihm seine Organisation, seine Gesetze, seine republikanische Unabhängigkeit gelassen; sie mischen sich nicht im geringsten in seine religiösen Angelegenheiten und gewähren ihm gegen einen jährlichen Tribut von 125,000 Franken Schutz.

Das Leben der Einsiedler vom Berge Athos ist äußerst regelmäßig. Religiöse Übungen füllen den Haupttheil des Tages aus; bestimmte Mönche treiben den Ackerbau, andere verfertigen Holzschmiedereien, Amulette, Cruzifixe, die sie verkaufen und zu welchem Zwecke Jahrmärkte stattfinden, die stark von Männern des griechischen Landes besucht werden. Davon und durch den Verkauf von Oliven, von Wein, durch die mehrfachen Wallfahrten, die jährlich nach dem Klosterstaate auf dem Berge Athos zu den alten, stattlichen und reichgeschmückten Kirchen von Laura Vatopadi gemacht werden, und endlich durch die Bettelmönche, welche die Liebesgaben im Lande einsammeln, beziehen sie ihre Einkünfte, groß genug, um den Jahrestribut an den Sultan zu bezahlen. Auch viele wertvolle Manuscripte, namentlich bezügliche der Kirchenväter, sind in den Bibliotheken der alten Klöster enthalten, deren Einsicht Fremden freilich erschwert wird. Früher gab es in diesem Mönchsstaate offenbar mehr gelehrte und wissenschaftlich gebildete Eremiten als heute, und ebenso ist, was heute an Kunst für Verschönerung der Kirchen aufgewandt wird, nicht in Vergleich mit dem Ehrgeiz der vergangenen Zeiten zu stellen, von dem Fresken wie Architekturen noch Zeugniß ablegen.

[1597]

S. W.

Die Frauenarbeit

und

der Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts.

Von Professor Dr. Fr. von Holtzendorff.

Die Gegenfähigkeit unserer Zeit zu den Idealen des Mittelalters ergreift nicht nur das politische, sondern auch das sociale Gebiet, zu dessen wichtigsten Aufgaben die den Frauen einzunehmende Stellung gerechnet werden darf. Ehe und Familie waren dem Mittelalter kaum etwas anderes, als Zugeständnisse an die menschliche Schwäche. Hin- und hergerissen zwischen einem unersöhnlichen Zwiespalt der Lebensauffassungen, mußten auch die menschlichen Ideale für das Leben der Frauen sich immer weiter von dem einfachen Wege der Natur entfernen. Mitten in eine stehende, hatte die Blüthe weiblicher Geffittung zwischen maßloser Entzückung und glanzvoller Spielerei zu wählen.

Die heutige Zeit hat die Natur in ihre Rechte wieder eingesezt, ihr möglicherweise sogar zu viel auf Kosten der menschlichen Freiheit eingeräumt. Und daraus erklärt sich manche Uebertreibung, von welcher die Gegenwart nicht ganz frei zu sprechen sein dürfte. Im Zusammenhang mit dem Uebermaße eines die heutige Gesellschaft durchziehenden Naturcultus bildet sich eine in der heutigen Zeit herrschende Vorstellung vom „natürlichen Beruf des Weibes“ zur Ehefrau, Mutter und Gattin, gegen welche in ihrer Allgemeinheit sicherlich nichts einzuwenden ist, die aber vielfach zu jener unberechtigten Schärfe der Einseitigkeit gesteigert wird, aus der eine völlig schiefe Auffassung mancher Lebensverhältnisse hervorgehen muß. Der natürliche Beruf des Weibes für die Familie und den Haushalt hat die Bedeutung einer großen gesellschaftlichen Thatsache, deren Sicherstellung durch die staatlichen Einrichtungen und Gesetzgebungsakte erstrebt werden muß, nicht aber den Werth eines die Individuen zwingenden Principals. Neben dem, allerdings allgemeinsten Beruf, der aber keineswegs nur Frauen, sondern auch Männern gemein ist — neben der Mahnung, eine Lebensaufgabe in der Begründung und Pflege der eigenen Familie zu erkennen, bleibt hinreichender Raum erproblicher Wirksamkeit für diejenigen, welchen eigene Neigung, gerechte Bedenken oder die zwingende Macht äußerer Umstände den Weg versperrt haben, den die große Mehrzahl wandert. Es wäre die Knechtung der Menschen unter einem physischen Gesetze, wenn man unverheiratheten Personen weiblichen Geschlechts den Vorwurf des verfehlten Lebensberufes entgegenstellendern wollte, die Wiederbelebung eines fatalistischen Glaubens, dem zu Folge eine bestimmte Anzahl von Menschen im Voraus zum Glücke oder zur Verdammniß auf Erden bestimmt sein sollen. Die hohe Achtung vor der Ehe und dem häuslichen Leben, die Abneigung gegen eine im Eßibat erwungene Verdienstlichkeit sollten uns nicht zur Grausamkeit verleiten gegen diejenigen, welchen die Gründung des eigenen Herdes verjagt blieb. Und härteste Grausamkeit ist es, zu verfluchen, daß der freie Entschluß, unverheirathet zu bleiben, oder der unfreiwillige Zwang der Umstände, die unverheirathete Mäßigkeit des Geschickes, dessen Bestimmung dem weiblichen Geschlecht durch die Sitte verjagt ist — eine Proscription aus der Reihe der Berufenen und Auserwählten nach sich ziehen soll. Wer den Grundfals ernstlich meint, daß jedes unverheirathete Mädchen von dem Augenblicke an, wo seine Ausichten auf eine Heirath unter den Nullpunkt herabgesunken sind, als eine verfehlte Grstizenz betrachtet werden soll, die nur einen Anspruch auf Mitleid und eine moralische Armenpflege hat, verkündet damit ein Gesetz, welches zahlreiche Personen nach Ueberschreitung einer gewissen Altersgrenze zum Lebendigbegrabenwerden verurtheilt.

Unter dem theils bewußten, theils unbewußten Eindruck solcher Anschauungen von der Berufsverfehlung aller unverheiratheter gebliebenen Mädchen, wachsen, wie unter dem Schattens mancher Bäume gewisse Arten von Unkraut wuchern, zahlreiche Irrthümer und Ungerechtigkeiten, deren Nachtheile häufig viel zu gering veranschlagt werden. Zunächst wird wegen der einseitigen Uebertreibung der dem ehelichen Verhältniß (ich sage nicht: in Beziehung auf Staat und Gesellschaft, sondern in Beziehung auf die einzelnen Individuen) beigegebenen sittlichen Bedeutung die Erziehung des weiblichen Geschlechts in eine ganz falsche Bahn hineingelenkt; eine Thatsache, die selbst von solchen zugegeben wird, die sich jener Uebertreibung schuldig machen und deren Anerkennung darin liegt, daß man eine bessere Vorbildung zu dem Berufe der Hausfrau fordert.

Stellt man als obersten pädagogischen Grundfals die Behauptung hin, daß ein junges Mädchen vor allen Dingen zwischen dem „Entweder“ der Ehe und dem „Oder“ der späteren Berufslosigkeit zu wählen habe, daß es unter allen Umständen ein Unheil sei „sizen zu bleiben“, so zerstört man nicht nur die

Zukunft dieses Theils der weiblichen Jugend, sondern man befestigt auch die so verderbliche Lehre, daß man vorzugsweise bemüht sein muß, dem männlichen Geschlecht zu gefallen.

Eine zweite, hier nur obenhin anzudeutende Wirkung dieser Doctrin besteht in der höchst nachtheiligen Beeinflussung des männlichen Charakters. Im Großen und Ganzen beeinträchtigt kaum irgend etwas die tiefe Achtung vor der Weiblichkeit mehr, als die bei jungen Männern so verbreitete Vorstellung, daß sie bei der von ihnen vorausgesetzten Heirathswuth ausgewachsenen Mädchen nur zuzugreifen haben, und von ihren eigenen persönlichen Eigenschaften so gut wie nichts abhängen. Weiterhin breitet sich bei ihnen der Glaube aus, daß sich Frauen im Verzicht auf eigene Meinung allen Fehlern der Ehegatten unbedingt zu accommodiren hätten, wäre es auch nur, um damit ein Aequivalent zu entrichten für die ihnen in einer Heirath gewährte Auszeichnung. Der anerzogenen Gefälligkeit im weiblichen Geschlecht entspricht völlig naturgemäß die Schwächlichkeit und Eitelkeit zahlreicher Karren, die an alles eher glauben, als an das Vorhandensein von Mädehen, deren Besitz durch Eigenschaften des Geistes und Willens, durch Männlichkeit verdient werden muß. Die nackte Lehre von dem Naturberuf und dessen absoluter Herrschaft wird somit unzweifelhaft zur Grundquelle des Materialismus, der so vielfach die Beziehungen der Geschlechter in der heutigen Zeit durchdringt, jener Verödung des Gemüths, die uns in so manchen Uebungen der heutigen Zeit abgepiegelt wird und welche schon Swift in seinem bekannten Heirathsantrage an Miß Jane Wadswort ausdrückte:

„Ich werde glücklich sein, Sie, mein Fräulein, in meinen Armen zu halten, ohne dabei auf Schönheit und Reichthum zu achten. Unsere Ehe muß sich nur von zwei Jhrerseits zu erfüllenden Bedingungen abhängig machen: die erste ist Keinlichkeit und die zweite ein nothdürftig für uns ausreichendes Einkommen.“

Nicht alle jungen Männer sind heute so ehrlich und so bescheiden! Ich übergehe indessen diesen Punkt, der hier nur insofern einige Wichtigkeit hat, als ich im Zusammenhang mit der sogleich zu besprechenden Frauenarbeit allerdings die nach allen Seiten hin wirkende Fehlerhaftigkeit gewisser Erziehungsgrundsätze andeuten mußte und etwas abweichend von jener materialistischen Ansicht über den erclusiven Naturberuf des Weibes die Meinung aussprechen möchte, daß man der Jugend nichts so eindringlich einschärfen sollte, als den Abscheu gegen eine Ehe, welche ohne Neigung, aus Speculation, Hilfsbedürftigkeit, Versorgungsansprüchen oder — was zunächst das weibliche Geschlecht angeht, aus falschem point a' honneur geschlossen werden könnte. Freilich muß die Erziehung für den Beruf der Hauslichkeit die allernächste Sorge sein, daneben muß aber doch gerade in den gebildeten Schichten die Rücksicht walten, daß der Fall der Ehelosigkeit für Töchter geradezu vorsehen werden muß und nicht als ein hoffentlich abzuwendendes Verhängniß gedacht werden darf.

Eine bestimmte, und wie es scheint, im Wachsthum begriffene Anzahl solcher Mädchen, welche den gebildeten Klassen, insbesondere großstädtischer Bevölkerung angehört, bleibt unverheirathet, größtentheils: leider! weil der entsprechenden Klasse des männlichen Geschlechts die Mittel zur Begründung eines Hausstandes fehlen, zum Theil aber auch: glücklicherweise! weil wenigstens in Deutschland zwar alle Gegenden verschiedene religiösen Bekenntnisse, großen und kleinen Besitzes, weit auseinander liegender Altersstufen, jugendlicher Schönheit und schwächlichen Siechtums, nicht aber die ungeheure Kluft zwischen Bildung und Unbildung durch Ehegeschließung ausgeglichen werden kann, und weil glücklicherweise wahrhaft gebildete Frauen sich keiner Eigenschaft ihrer Ehegatten so sehr zu schämen haben, als der Unbildung und Nothheit.

Die Zukunft der nicht heirathenden Töchter ist also unzweifelhaft ins Auge zu fassen. Es kommt nicht nur darauf an, Gemüth, Geist und Willen, überhaupt die gesammte Empfindungsweise mit einer Thatsache im Voraus zu versehen, deren Weglegung aus der Zukunft junger Mädchen nur hinterher Bitterkeit erzeugen kann, sondern auch gleichzeitig Anstalten zu treffen, um eine angemessene Stellung unverheirathet bleibender Mädchen im späteren Leben vorzubereiten. Und dies geschieht sicherlich durch eine bewußte und planmäßige Förderung derjenigen Kräfte, welche zum Erwerb eines eigenen Unterhaltes befähigen, durch die Anerkennung des weiblichen Berufs für selbständige Arbeit auf nicht wenigen Lebensgebieten.

Manche Mutter ersieht heut zu Tage vor solchen Gedanken. Unwissenheit über allgemeine Lebensverhältnisse ist ihnen bei ihren Töchtern gleichbedeutend mit Unschuld. Wie manche fürchtet, daß die Vorbereitung auf einen praktischen Beruf das Eingeständniß der Aussichtslosigkeit auf Ehegeschließung darstelle. In Wirklichkeit verhält es sich aber gerade so, daß die Steigerung der den Frauen gewährten Anlagen für wirtschaft-

liche Thätigkeit nichts anderes ist, als eine Erhöhung der Wahrscheinlichkeit, daß sie heirathen werden können.

Die „Frauenfrage“ ist also ein Theil der socialen Frage; bergeht allerdings, daß jene zunächst die gebildeten Klassen angeht, deren Gewohnheiten, Bedürfnisse und Neigungen einer rein mechanischen Arbeit und vor allen Dingen der Vermischung auf dem Arbeitsmarke mit an Bildung tiefer stehenden Kräften widerstreben.

Welches ist nun heut zu Tage erfahrungsmäßig das äußere Schicksal der den Mittelklassen angehörigen unverheiratheter gebliebenen Personen weiblichen Geschlechts? Entweder eine Freistelle in der Familie verheiratheter Geschwister und im Zusammenhange damit eine beständige Gefahr, durch gutgemeinte Intervention in fremde Angelegenheiten diese Stellung zu gefährden. Oder die kümmerliche Arbeit, welche schlecht bezahlte Verrichtungen übernimmt, zu denen eine Vorbereitung nicht erforderlich war — welche die Werke der ehrlichen Noth unter Zerstörung der eigenen Gesundheit übernimmt, ohne durch die wirtschaftlichen Gesetze der Nachfrage und des Angebots geschützt zu sein. Oder endlich ein drittes, was zu traurig ist, um erzählt zu werden.

Diesen Grundverhältnissen, durch welche zahlreiche Personen des bescheidensten Lebensgenusses beraubt werden, wo nach herkömmlicher Gestaltung der Dinge die Mehrzahl erst anfängt, mit Bewußtsein zu leben, tritt nur eine einzige Ausnahme gegenüber.

Einige Mädchen, deren Aeltern vorsorglich dachten, oder die frühzeitig auf sich selbst angewiesen waren, bilden sich planmäßig zum Berufe als Lehrerinnen und Erzieherinnen aus. Gering an Anzahl sind solche Mädchen, freilich nur im Verhältniß zur Gesammtheit, die überhaupt auf eigenen Unterhalt bedacht sein müssen. Bei weitem zu zahlreich ist dagegen die Klasse im Verhältniß zu dem Bedürfnisse nach weiblichen Lehrkräften. Das Ergebnis dieser Thatsache besteht darin, daß nicht nur die Entschädigung für die Unterrichtsvertheilung eine gewöhnlich außerordentlich niedrige genannt werden kann, sondern auch eine eigene Klasse von Elend unter dem Titel des Gouvernantentums zu statuiren ist. Kläglich ist insbesondere die Unsicherheit derjenigen, welche ohne feste Stellung von dem färglichen Lohne einzelner Stunden zu leben genöthigt sind. Endlich ergibt sich aus dem ungewöhnlich großen Zudrange gebildeter Mädchen zum Lehrfach und der dieser Ercheinung zu Grunde liegenden Vorstellung von der besonderen „Anständigkeif“ dieses Lebensberufes die schiefe Consequenz, daß man die Vorbedingung einer besonderen Befähigung gerade für das Lehrfach vielfach überfiebt, indem man glaubt, ein gewisses Maß von Kenntnissen reiche schon hin, um lehren zu können. Und doch ist gerade der Unterschied zwischen Wissen und Lehren ein häufig sehr großer. Ohne Begabung und in inneren Beruf, rückhaltlose Hingabe an die zu lösende Aufgabe gibt es keine erfolgreiche Lehrthätigkeit. Sind schon gute Lehrer männlichen Geschlechts im Verhältniß zur Zahl der Lehrenden selten anzutreffen, so sind gute Lehrerinnen noch seltener, nicht etwa deswegen, weil die durchschnittlichen Fähigkeiten der Frauen für gewisse Unterrichtsweige geringer wären, sondern vielmehr darum, weil die Wahl des Berufes viel seltener aus ursprünglich freier Bestimmung, als durch den Druck äußerer Lebensverhältnisse veranlaßt wurde.

Es bleibt also die Thatsache bestehen, daß es eine höchst wichtige Aufgabe der Humanität ist, sich dieser Verhältnisse zu bemächtigen. Es ist Zeit, daß diese Angelegenheit, von so bedeutender Tragweite, dem klüchtigen Bedauern einzelner mitleidiger Seelen entrisen, zu einem Gegenstande ernstlicher Bemühungen, eine Besserung herbeizuführen, gemacht werde. Und wahrlich zu verwundern bleibt es, daß dies nicht schon früher geschah; denn gerade in den besten Klassen des deutschen Mittelstandes wird es wenige Familien geben, die nicht unter ihren nähären oder entfernteren Angehörigen einige alte Jungfern zählen, deren geistiges Leben man gleichsam auf künstlichem Wege mühsam zu frischen sich bemüht.

Nachdem schon früher in England und Frankreich der Frauenarbeit die Unterstützung des Vereinswesens zu Theil geworden war, hat sich endlich auch in Berlin am 27. Februar d. J. ein Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts gebildet.

Die äußere Anregung zu diesem Vorgange, der wahrscheinlich nicht ohne wichtige Ergebnisse und mannichfache Nachfolge bleiben wird, entsammt einer Denkschrift, welche der Präfibent Dr. Lette im October 1865 verfaßte und dem Berliner Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen unterbreitete. Schriftstellerlich war die Frage nach der Bedeutung der Frauenarbeit, oft und eingehend, insbesondere von Engländern und Franzosen behandelt worden. In Deutschland wirkte besonders der General v. Prittwitz durch seine Schrift: Die Frauenwirtschaft in der späterhin von Lette angenommene Richtung. (Schluß folgt.)

An die Leserinnen und Leser des Bazar.

Eine Bewegung von ausserordentlicher Wichtigkeit für die deutsche Frauenwelt bereitet sich vor. Es handelt sich darum, die wirtschaftliche Stellung vieler Tausende zu verbessern; Arbeitskräfte, welche lange ungenutzt schlummerten, zu wecken und neue Quellen des Erwerbs Denen zu eröffnen, welche bisher durch Herkommen oder Vorurtheil in ungebührlicher Weise beschränkt waren. Wir verweisen zunächst, und um uns an dieser Stelle jedes Weiteren enthalten zu dürfen, auf den Artikel: „Die Frauenarbeit“, dessen ersten Abschnitt wir in der heutigen Nummer unseres Blattes bringen. Die Leserinnen des „Bazar“ werden von uns nicht erwarten, dass wir der sogenannten „Frauen-Emancipation“ das Wort reden könnten: in dieser Beziehung stehen unsere Ueberzeugungen unerschütterlich fest; aber innerhalb der Grenzen, welche von Religion, Natur und Sitte gezogen, der immer reicheren Entfaltung echten Frauenwerthes zu dienen: das ist stets das Bestreben dieser Zeitschrift gewesen, und dies aufs Neue zu bethätigen, bietet sich ihr jetzt die erwünschte Gelegenheit.

Nach dem erfolgreichen Vorgange Englands und Frankreichs hat sich in Deutschland der erste „Verein zur Beförderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts“ gebildet; was dort bereits die schönsten Früchte getragen, soll auch hier ins Leben gerufen werden. Es gilt einer Sache der reinsten Humanität, welche an keine Grenze gebunden; dem allgemeinen Wohle der Menschheit, welches einem Jeden gleich theuer ist. Mit Freuden daher widmet der „Bazar“, vor allen anderen Blättern dazu ausersehen, den edlen und würdigen Zwecken des Vereins sein Wort und seinen Einfluss, indem er von nun an und regelmässig in jeder Nummer unter einer eigenen Rubrik bringen wird:

Offizielle Mittheilungen

des Vereins zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechtes.

Das Interesse dieser Mittheilungen wird weit über die locale Wirksamkeit des bis jetzt ersten und allein stehenden Vereins hinausgehen, indem sie zunächst überall zur Bildung ähnlicher Vereine anzuregen bestimmt sind. Gewisse Resultate brauchen nur einmal gewonnen, gewisse Erfahrungen nur einmal gemacht zu werden, um für Alle nützlich zu sein. Von diesem allgemeinem Gesichtspunkte ausgehend, haben wir uns mit einem der ersten jetzt lebenden Statistiker, Hrn. Geh. Ober-Regierungsrath Dr. Engel, und dem durch seine humanistischen und wissenschaftlichen Verdienste weit über Deutschlands Grenzen hinaus ehrenvoll bekannten Hrn. Professor Dr. Fr. von Holtzendorff vereinigt, um in populär geschriebenen, anziehenden Aufsätzen theils von den Genannten, theils von Männern, wie Herren Präsident Lette, Stadtgerichtsrath Eberty, Dr. Maron u. s. w. die Frage der Frauenarbeit theoretisch und praktisch nach allen Seiten hin erörtern und beleuchten zu können. Wir werden, im Anschluss daran, ein genaues Verzeichniß aller in Näh' und Ferne sich bildenden Vereine bringen, keine thatsächliche oder literarische Erscheinung von Belang unberücksichtigt lassen und endlich unsere „Mittheilungen“ zu einer fortlaufenden Chronik alles dessen machen, was überhaupt auf diesem Gebiete geschieht.

Wir beginnen unser Werk in erster Zeit. Aber vielleicht spricht der Augenblick, in welchem Tausende von Frauen die schwersten Opfer gebracht, lauter für uns, als wir es vermöchten! Die Stimme der Menschlichkeit wird immer gehört werden. Sie wird niemals etwas Verletzendes haben. Mit dem vollen Bewusstsein unserer Verantwortlichkeit übernehmen wir unsere neue Aufgabe und mit der Unterstützung der ausgezeichneten Kräfte, welche wir genannt haben, hoffen wir sie zu lösen.

Unsere nächste Nummer bringt die Statuten.

Die Redaction des Bazar.

Die Mode.

In der Mode, wie auf allen Gebieten, sind die Ausschreitungen nur Zufälligkeiten der Entwicklung; der ruhige Beobachter wird durch sie weder in Verwirrung noch Zorn versetzt; ihm erscheinen sie vielmehr die Veranlassung zum Besessenen, wie die überschäumende Woge rascher zum Ziel führt. Wer wird den vielberufenen Reifrock in seiner gegenwärtigen bescheidenen Form noch tadeln! Und wenn die Roben jetzt von so unbequemer Länge sind, so ist dies die beste Gelegenheit — sie zu kürzen. Was die Hüte anbetrifft, haben wir wenigstens den Trost, daß sie kleiner nicht mehr werden können, also binnen kurzem wieder eine Form annehmen werden, welche dem Begriffe eines Hutes besser entspricht. Einstweilen müssen wir zugestehen, daß die Hütchen Lamballe, Pamela und Fanchonette von großer Anmuth sind. Werden die ersteren beiden mit Bindebändern versehen, so hängen diese entweder frei herab oder werden unterhalb des Ohrons, etwas nach der linken Seite, in eine Schleife geschlungen, deren lange Enden auf den Rücken herabfallen. Zu diesen Hütchen passend, kommen die Maskenschleier (loupes) wieder in Aufnahme, welche man durch ein Band oder eine Gummischur unter dem Kinn in Falten zusammenzieht. Die runden Hüte werden sehr oft auch, anstatt mit Blumenkränzen oder Federn, mit einer einfachen, um den Hutkopf gewundenen Tüll-Gharpe mit hinten herabhängenden Enden garnirt. In diesem Falle bildet man einen ähnlichen kleinen Schleier, indem man die Gharpe vorn unbefestigt und in loser Lage läßt, so daß sie, als Schleier, bequem über das Gesicht gezogen und ebenso leicht wieder zurückgelegt werden kann.

Neuerdings versucht man die beliebtesten, vom Hütchen bis zu den Stiefeletten herab aus gleichem Stoffe gefertigten Anzüge ein wenig zu variiren, man wählt z. B. zu einem Kleide von gestreiftem Stoffe den Paletot oder Umhang einfarbig, das heißt in der Milane der Streifen oder umgekehrt, oder auch man vereinigt in einem Anzuge zwei absteckende, jedoch harmonische Farben, in welchem Falle Zipon, Caneyou und Paletot oder Umhang in der einen, ferner der Rock des Kleides mit der Garnitur des Zipons, sowie mit Gürtel und kurzem Säcken in der anderen Farbe übereinstimmen müssen. Die nähere Beschreibung einiger solcher Anzüge dürfte den Leserinnen willkommen sein.

1) Kleid und Zipon von weißem Foulard mit feinen grünen Streifen; den Zipon garnirt in einiger Entfernung vom untern Rande ein breites grünes Tassetband mit Guipüre-entre-deux überdeckt, dem sich gleich arrangirt, in regelmäßigen Entfernungen aufsteigende Patten anschließt. Paletot von weißem Foulard mit grünem von Guipüre-entre-deux überdecktem Tassetband garnirt. Hut von grünem Tasset und Spitzen mit weißen Theerosen geschmückt.

2) Kleid und Zipon von weißem Mohair mit Macarons (Rosetten) von blauem Tasset verziert; kurzes Mantelet mit Capuchon von weiß und blau gestreiftem Mohair. Hütchen Lamballe von weißen Marguerites mit Kornblumen garnirt.

3) Keilrobe von roher Seide (serue) mit Patten von hellpense Foulard, gerafft über einem Zipon, der ebenfalls aus letztgenanntem Stoff und mit Schrägstreifen von roher Seide, wie mit entre-deux von ungebleichter Guipüre (guipure fanée) garnirt ist; gleiche Guipüre schmückt auch die Patten; dazu ein Caneyou aus Mullpuffen und ungebleichter, mit pense Tassetband unterlegter Guipüre arrangirt, ferner eine Casaque aus pense Foulard mit Garnitur von Guipüre fanée, aus solcher auch das Hütchen, welches ein pense Bindenzweig beklebt.

4) Ein hübscher jugendlicher Sommeranzug besteht aus einem Rock von weißem, schwarz bedrucktem Perkal, dazu ein weißer Zipon, mit gefalteten Frisuren, ferner eine Blusentaille aus schwarz bedruckten Perkalfstreifen mit Guipüre-entre-deux abwechselnd (gegenwärtig ein sehr beliebtes Arrangement). Als Umhang eine Schawlmanille vom Stoffe der Robe mit Frisuren aus gleichem Stoffe. Munderhut (chinois) von Reifstroh mit einem Kranze von Feldblumen.

Schließlich noch einige empfehlenswerthe Toilettenarrangements für Halbtrauer. Daß bei tiefer Trauer, welche einfache schwarzwollene Gewänder erheischt, jede auffällige Eleganz vermieden werden muß, dürfen wir als bekannt voraussetzen. Zur Halbtrauer also: 1) Keilrobe nebst Schoof von grauem Tasset ohne jeden Besatz außer großen Knöpfen von grau eiserner Bronze, welche die Robe vorn schließen. Zipon von dunkelpense Foulard. Kamelshut aus Reifstroh mit einem Kranze aus grauen Weintrauben und einer Gharpe von pense Crépe. 2) Kleid nebst Paletot von hellgrauem Apacca mit weißen Streifen. Garnitur von Glindspitzen mit Stahlperlen benäht. Lamballehütchen von grauem Crépe mit Krystall und Stahl garnirt. Bindebänder von grauem Tasset, weiße Tüll-Gharpe.

[1601]

Veronika v. G.

Wirthschafts-Plaudereien.

Mittheilungen aus dem Notizbuche einer Hausfrau.

Dorsche wie Stockfische bereitet. Nachdem die Dorsche gereinigt sind, schneide man sie in beliebige Stücke, lege davon eine Schicht in einen Steintopf, streue tüchtig Salz darüber, dann wieder eine Schicht Fische, wieder Salz u. s. w. So eingelassen bleiben sie 5, 6 bis 8 Tage stehen. Vor dem Kochen wasche man sie ab und koche sie nun im Wasser gar. Vor dem Anrichten wird womöglich die Haut abgezogen. Auf der Schüssel bestreue man sie mit grün gebackter Petersilie und gebe braune Butter mit hart gekochten, gehackten Eiern dazu. Eingelassen schmecken sie besser als frisch. [1595]

Gribletten. Man bereitet und schneidet eine beliebige Menge Rostbraten; nachdem man dieselben von dem Fett und den Häuten befreit hat, klopft man sie ganz dünn und fein mit dem Messerrücken auseinander. Die Abfälle werden mit etwas in Wasser geweicher Semmel, einem Ei und etwas Pfeffer gestoßen und durch ein Haarsieb passirt. Mit dieser Farce füllt man die Rostbraten, welche dann in zierliche ovale Form gebracht und in Mehl panirt werden. Dann werden sie in einer Casserolle auf Butter gebraten; endlich gibt man noch Wurzelwerk dazu und läßt sie reich dämpfen oder dämpfen. [1595]

Hafelnussconfect. 1/2 Pfd. Hafelnüsse werden geschält, geschnitten und gestoßen, mit 1/2 Pfd. gestopfenem Zucker auf dem Dressirbrette gut abgerieben. Dann schlägt man einen steifen Schnee vom Weissen von fünf Eiern, verührt die Hafelnüsse darin und dressirt dann von der Masse Häuschen auf Oblaten, welche in der Größe eines Thalers zugeschnitten werden. In wenig heißer Abhre werden sie dann getrocknet. [1595]

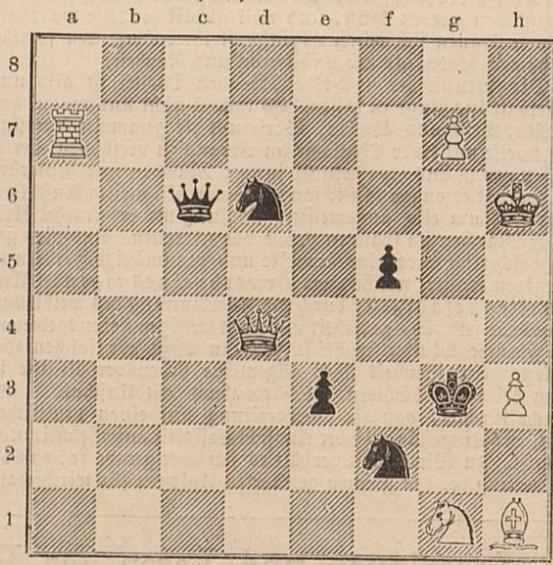
Rebus.



Rösselsprung-Aufgabe.

Table for a chess knight puzzle. It contains a grid of letters and words. The words are: schloß, In, süß, len, auch, ler, Leid, Lehnt, Ge, vol, sen, Herz, ein, Zeit, Eich, Ein, schied, ihm, brust, o, tan, und, dunk, fen, sich, und, feit, und, ges, ab, Nicht, aus, rub, Haus, samt, Berg, sam, lockt, ne, Glüd, von, ge, Ver, der, Lie, nen, Hof, kein, Tan, Ver, schreckt, Wie, Fern, schloß, be, Le, an, un, und, ein, de, still, der, noch, Traum, bens, ab, die, wahr, ein, Säu, rer, Laut, von, fan, Nur, Fern, Pust, Für, mensch, des, Weg, der, doch, ner, Blut, so, dir, Licht, lich, Leid, hin, noch, auch, ba, le, hauch, Es, ei, ge, und, auf, tes, un, zu, Cf, en, aus, ver, weckt, ein, dicht, hoch, Birgt, Lauf, sicht, dies, ne, schlän, Den, Von, Got, se, Haus, ler, frei, Streigt, geiff

Schach. Aufgabe Nr. IV.



Weiß zieht und setzt mit dem vierten Zuge matt. [1285]

Räthsel.

Mit Gleichmuth und mit stoisch ersten Zügen. Begleite ich die kummervolle Zeit. Die trohen Tage seh' ich fliegen Und gebe kalt auch ihnen das Geleit. Mit strenger Mahnung leh' ich dir zur Seite Und lehre dich des Augenblickes Nicht. Doch sprech' ich immer, immer nur von heute, Vergangenheit und Zukunft nenn' ich nicht.

So treu ich dir auch meinen Rath ertheile: Du blickst auf mich nur lächlig, dann und wann; Wenn ich ermüdet, ausruh' eine Weile, So treibst du mich zu neuem Eifer an. Mit einem Dolch ziehst du nach meinem Herzen, Und tauchst ihn tief in meinen Wunden ein, Nicht achtend so viel unbedenkter Schmerzen Verlangert du bedächtigt meine Wein.

Doch läßt die Strafe schnelle mich gefunden, Gibt mir noch einmal meiner Jugend Glück, Verdoppelt die mir zugewessnen Stunden, Und führt Kraft und Lebensmuth zurück. Obwohl ich eine Kette meist mich tragen, So geh' ich ungehindert doch und frei, Doch neu entflammt dein Zorn — du läßt mich schlagen Und horchst begierig auf mein Klagegeschrei.

[1602]

P. Eblök.

Auflösung des Rebus Seite 216.

„Für Damen entspringt aus dem Tragen der modernen kleinen Hüte die Bedingung, einen Schirm zu tragen.“

Auflösung der vierstibigen Charade Seite 216.

„Lüdenbüßer“.

Correspondenz.

Herr Th. auf W. Ein englischer Gärtner hat den Versuch gemacht, die Stachelbeeren an einem gewölbten Geländer zu ziehen, nach Art eines bedeckten Bogenganges. Zu diesem Behufe pflanzte er sie in 3/4 Fuß auseinander liegende Reihen und gibt den Stöcken in den Reihen einen Abstand von 3 Fuß. Er wählt dazu sehr kräftig wachsende Sorten und pflanzt 4 Reife zu 9 Zoll Abstand von jedem Stocke, bis sie oben zusammenstoßen. Für's Erste gewähren solche Bogengänge einen prächtigen Anblick; fernere wird die Frucht nicht vom Regen bespritzt, ist leicht abzunehmen und Boden ohne Mühe in Ordnung zu halten.

Herr K. in M-g. Wir raten Ihnen, sich ein sogenanntes „Unterlagsgelände“ mit vegetabilischer Füllung“ von Fr. Fischer u. Co. in Heidelberg kommen zu lassen, das gegen das Aufsteigen von arduellen Seiten, z. B. von Prof. Kufmann in Freiburg und dem Director des Hofparks zu Basel, Dr. Mayer, warm empfohlen wurde. [1591]

Abonnetin in N. Um Affeln in feuchten Wohnungen zu verlagern, man man zunächst ihre Schlupfwinkel, Mauerritzen etc. mit Cement verschmieren und an verschiedenen Stellen der Zimmer eine Mischung von Boraxpulver und Joderpulver, den Affeln zugänglich, aufstellen. Wenn Sie übrigens die Wohnung durch Bekleiden der feuchtesten Wandflächen mit Asphaltpapier oder Cementanstrich, gute und andauernde Ventilation, Aufstellen von offenen Gefäßen mit gebranntem nichtgelochtem Kalk, der öfter zu erneuern ist, aus einer feuchten in eine trockene Wohnung umwandeln, werden Sie nicht nur den Affeln den Aufenthalt in derselben verleben, sondern auch zur Erhaltung der eigenen Gesundheit wesentlich beitragen. [1591]

Herr L. v. S. auf Schloß B. in H. Die Ursachen der Magerkeit können mannichfach sein, doch unmöglich ein Anderer als ein Arzt, der die junge Dame persönlich kennt, darüber ein Urtheil abgeben und geeignete diätetische Mittel verordnen kann. Im Allgemeinen gilt die Regel, bei sonst gesundem Körper, mäßige Bewegung in freier Luft, Vermeidung reizender und erbigender Speisen und Getränke (also auch von Kaffee, Thee) und Genuß von viel roher Milch, Wehluppen und Bierseifen. Selbstverständlich müssen auch alle Gemüthsbewegungen und geistigen Aufregungen möglichst fern gehalten werden. [1591]

Herr G. v. N. in S. Unmöglich können wir in dem knapp gemessenen Raume des Briefkastens Ihnen eine Beschreibung eines Ofens zum Einbrennen von Porzellangegenständen etc., wol aber die Versicherung geben, daß Sie, sobald Ihnen die Principien nicht unbekannt sind, auch mit wenig Mitteln Ihre Lieblingsbeschäftigung fortsetzen können. Einen kleinen Vorleser lassen sich über Porzellanmalerei in Mr. Brogniat's gleichnamigen Buche (deutsch von H. Schmidt, 2. Auflage, Weimar bei Böhlig 1855), und es wird Ihnen nicht schwer fallen, die dort für den Großbetrieb niedergelegten Erfahrungen für Ihre Zwecke zu benützen. [1591]

Herr A. G. S. in B. Ein erblindeter Zentfischer wieder zu Genuß und Durchsichtigkeit zu verhelfen, ist empfohlen worden, dieselben ganz concentrirter Magnetonlauge zu betreiben, die kurze kurze Zeit wirken zu lassen, sie dann durch Abspülen mit Wasser wieder von den Scheiben zu entfernen und letztere mit englischem Vollroth zu poliren. Die Anwendung der ägenden, die Haut rasch zerstörenden Lauge erfordert Vorsicht. [1591]

Herr M. v. P. in W. Man hat zweierlei Arten sogenannter Wachsperlen, welche mit einer wirklichen Wachsmasse ausgefüllt sind, und solche, die mit sogenannter Perlelauge ausgefüllt sind. Ersterer legt man, wenn sie vergrübt sind, in eine flache Schale, übergießt sie mit Wasser und setzt sie dem Sonnenlichte aus, natürlich unter öfterem Umwenden der Perlen. Die andre Art von Wachsperlen soll sich auf die angegebene Weise nicht wieder bleichen lassen; vielleicht geschieht dies aber, wenn man dem Wasser ein wenig Kanu de Savelle zusetzt. [1591]

Herr v. B. in B. Das beste Vertilgungsmittel ist verflüchtiges Insectenpulver, das Sie aber in guter Qualität nur bei Apothekern und Droguisten erhalten dürften. Doch muß daselbe, wenn es wirken bleiben soll, im trocknen Blech, oder Glasgefäße aufbewahrt werden, nicht in Schachteln. Auch ist es ratsam, die Dienenrizen durch Glasfitt, Gemenol oder dergl. zu verschließen. [1591]

Herr A. v. W. in P. Rajasmirrtücher werden immer noch getragen; ebenfalls die ausgeschnittnen Tüllen, doch gehört zu letzteren zu einer haub- oder einfachen Gesellschaftstollette immer ein Hüch. [1591]

Herr H. D. in G. Wählen Sie zum Brautkleide eine lose hohe Taille (anschließende Bluse). Die Schleppe eines Mullkleides darf nicht zu lang sein und muß durch in entprechender Länge geschnittnen Unterröcke gestützt werden. Brautkleider von Blondentüll in Schawlform; doch achtet Sie bei der Wahl desselben darauf, daß das Weiß des Kleides zu demjenigen des Schleiers passe, denn auch das Weiß hat verschiedene Nuancen. [1591]

Langjährige Abonnetin in N. Eine Mantille in Tuchform ist immer noch modern; garniren Sie dieselbe jetzt mit einer Spitze oder Gordenmanschranze in entsprechender Breite. [1591]

Die Erwartungsvollen in L. Die letzten technischen Nummern des Bazar brachten Vorlagen zu runden, wie geschlossenen Büten; junge Damen dürfen die ersteren auch zur Wiste tragen. Einer älteren Dame raten wir, alle Strabensumhang eine Beduine von Wollestoff oder eine Tassetmantille (siehe Seite 172 und 189 des Bazar) zu tragen. [1591]

Herr G. S. in G. Der kleinstmögliche Anzug für eine so junge Dame ist ein Mullkleid mit hoher oder ausgeschnittner Blusentaille; eine einfache Haarfesur und dazu ein Kränzchen von kleinen Rosen, welches auf der linken Seite des Kopfes befestigt wird, oder ein Bandeau von starker Silbercorde und ein Rosenzweig an der linken Seite. [1591]

Gräfin M. in P. Vorlagen zur Kindergarderobe finden Sie fast in jeder Nummer des Bazar, eine hohe verrechtig ausgeschnittne lose Taille (Bluse) auf Seite 224 d. J. Wir empfehlen Ihnen die Handschuhfabrik der Gebr. Kleiner, Berlin, Friedrichsdr. 61. [1591]

Herr A. L. in N. Eine Engländerin, Georgina Hill, hat vor Kurzem ein Buch veröffentlicht „Cier auf hundertlei Art zu kochen und zu serviren“; in der Vorrede aber behauptet sie, es gäbe 688 Arten, Cier zubereiten. Als Probe wollen wir Ihnen das Recept zu einem Kise nee übergeben. Man schlägt so viele frische Eier auf, als man zu seinem Zwecke nöthig erachtet, und sonderst das Weiße und das Gelbe derselben. Dann füllt man die Dotter in eine sehr reine Blase und schürt diese fest zu, steckt sie in kochendes Wasser und dreht sie so lange um, bis das Ganze hart wird; dann nimmt man die Blase ab und bringt den Inhalt in eine andere Blase, welche groß genug ist, um auch das Weiße der Eier aufzunehmen, bindet dieselbe zu und focht nun das Ganze. Sodann nimmt man die Blase ab und servirt das Ei mit irgend einer Hüherjauche oder dergl. [1591]

Kritische Correspondenz. In unserm Artikel „Abelaide“ (siehe S. 183 des „Bazar“) heißt es über das Grab Matthiffon's, daß „nicht einmal ein Grabstein auf dem Wörlitzer Kirchhofe die Stelle bezeichne, wo der Dichter schlummert.“ Hr. F. S. in B. verpflichtet uns durch folgende tatsächliche Berichtigung: „Vor wenigen Jahren besuchten wir Wörlitz und daselbst den Gottesacker, der die irdische Hülle Matthiffon's birgt. Dieser Friedhof liegt am Ende des Städtchens, dem Domainengute gegenüber. Das Grab des Dichters wurde mit leichter Mühe ermittelt. Dasselbe befindet sich rechter Hand vom Eingange und war von Stängeln umzogen und mit einem horizontal liegenden schmucklosen, halberwärtigen Sandsteine bedekt. Der Stein trägt eine von Lorbeer- und Palmenzweigen umgebene Lyra und darunter folgende Inschrift: Friedrich v. Matthiffon geb. 23. Jan. 1761, gest. 12. März 1831. Wohl dennoch mir, wer faunt entschläft in Vaterarmen, Darf dem Erweckungswort vertraun, es heißt Erbarmen. (Aus Matthiffon's Dichtung: „Heiliges Lied“.) So befindet sich wol ein Grabstein auf Matthiffon's Hügel, aber freilich in sehr vernachlässigtem Zustande. Als wir dem Todtengräber deswegen unsere Verwunderung ausdrückten, erhielten wir zur Antwort, daß eine hochstehende Dame bereits Anordnungen getroffen habe, den Stein zu restauriren und den Hügel mit Blumen zu bespflanzen. Ob dies Project zur Ausführung gekommen, haben wir allerdings nicht erfahren.“ — Hr. C. S. in Schl. (Hüringen) und N. L. in Aifa. Sie haben Recht: durch einen Schreibfehler, den wir übersehen, wird in unserm Artikel: „Die Fürstin Schwarzenberg“ als Gemahlin des Fürstentums von Italien, Eugen Beauharnais, eine württembergische Prinzessin genannt. Es ist weltbekannt, daß es eine bayerische gewesen. — C. S. in B. Nehmen Sie Gottschall's Poetik. — Die Ungarin in Berlin. Wir haben Ihr Manuscript mit Vergnügen gelesen, doch übersteigt es bei Weitem die räumlichen Grenzen, die wir uns für derartige Arbeiten gesetzt haben. Wir halten daher das Manuscript zu Ihrer gef. Verfügung. — F. A. H. in B. (Politechnikum) Wien. Wir bedauern, das Anerbieten ablehnen zu müssen. — Ein Weibchen aus Vommernland. Ganz hübsch erzählt, aber doch nur ein Echo von Putzli's „Was sich der Wald erzählt“. — A. S. Moskau. Das Gedicht von Felicia Hemans ist vorzüglich übersetzt, von den Originalgedichten erinnert das „Weden“ so sehr an Fretligrath's „D lieb' so lang du lieben kannst“, obwohl es trotzdem Zeugnis ablegt von dem poetischen Talent der Verfasserin, mit welchem wir unsere Leser durch den Abdruck jener Uebersetzung demnachst bekannt zu machen gedenken. — Mit Dank zurückgelegt haben wir folgende Gedichte: G. in Moskau, M. W., G. F. Sch. in B., in C., A. H. in L., M. S. Berlin, Magdalena M-w in P., Elmör, L. und folgende Musikalien: N. v. L. 66. Hamburg, Dr. J. C. in B., Joh. Gr. in St., B. in R., Th. K. in Kr., F. H. in S., C. D. in W., F. K. in S., F. K. in D., F. v. F. in R., Anna C. — folgende Lösungen sind uns zugegangen: C. K. Wien, G. Kalia M. Wien, F. B. Prenglau, Maria M. Breslau, C. B. Potsdam, F. Br.

Kritische Correspondenz. In unserm Artikel „Abelaide“ (siehe S. 183 des „Bazar“) heißt es über das Grab Matthiffon's, daß „nicht einmal ein Grabstein auf dem Wörlitzer Kirchhofe die Stelle bezeichne, wo der Dichter schlummert.“ Hr. F. S. in B. verpflichtet uns durch folgende tatsächliche Berichtigung: „Vor wenigen Jahren besuchten wir Wörlitz und daselbst den Gottesacker, der die irdische Hülle Matthiffon's birgt. Dieser Friedhof liegt am Ende des Städtchens, dem Domainengute gegenüber. Das Grab des Dichters wurde mit leichter Mühe ermittelt. Dasselbe befindet sich rechter Hand vom Eingange und war von Stängeln umzogen und mit einem horizontal liegenden schmucklosen, halberwärtigen Sandsteine bedekt. Der Stein trägt eine von Lorbeer- und Palmenzweigen umgebene Lyra und darunter folgende Inschrift: Friedrich v. Matthiffon geb. 23. Jan. 1761, gest. 12. März 1831. Wohl dennoch mir, wer faunt entschläft in Vaterarmen, Darf dem Erweckungswort vertraun, es heißt Erbarmen. (Aus Matthiffon's Dichtung: „Heiliges Lied“.)

So befindet sich wol ein Grabstein auf Matthiffon's Hügel, aber freilich in sehr vernachlässigtem Zustande. Als wir dem Todtengräber deswegen unsere Verwunderung ausdrückten, erhielten wir zur Antwort, daß eine hochstehende Dame bereits Anordnungen getroffen habe, den Stein zu restauriren und den Hügel mit Blumen zu bespflanzen. Ob dies Project zur Ausführung gekommen, haben wir allerdings nicht erfahren.“ — Hr. C. S. in Schl. (Hüringen) und N. L. in Aifa. Sie haben Recht: durch einen Schreibfehler, den wir übersehen, wird in unserm Artikel: „Die Fürstin Schwarzenberg“ als Gemahlin des Fürstentums von Italien, Eugen Beauharnais, eine württembergische Prinzessin genannt. Es ist weltbekannt, daß es eine bayerische gewesen. — C. S. in B. Nehmen Sie Gottschall's Poetik. — Die Ungarin in Berlin. Wir haben Ihr Manuscript mit Vergnügen gelesen, doch übersteigt es bei Weitem die räumlichen Grenzen, die wir uns für derartige Arbeiten gesetzt haben. Wir halten daher das Manuscript zu Ihrer gef. Verfügung. — F. A. H. in B. (Politechnikum) Wien. Wir bedauern, das Anerbieten ablehnen zu müssen. — Ein Weibchen aus Vommernland. Ganz hübsch erzählt, aber doch nur ein Echo von Putzli's „Was sich der Wald erzählt“. — A. S. Moskau. Das Gedicht von Felicia Hemans ist vorzüglich übersetzt, von den Originalgedichten erinnert das „Weden“ so sehr an Fretligrath's „D lieb' so lang du lieben kannst“, obwohl es trotzdem Zeugnis ablegt von dem poetischen Talent der Verfasserin, mit welchem wir unsere Leser durch den Abdruck jener Uebersetzung demnachst bekannt zu machen gedenken. — Mit Dank zurückgelegt haben wir folgende Gedichte: G. in Moskau, M. W., G. F. Sch. in B., in C., A. H. in L., M. S. Berlin, Magdalena M-w in P., Elmör, L. und folgende Musikalien: N. v. L. 66. Hamburg, Dr. J. C. in B., Joh. Gr. in St., B. in R., Th. K. in Kr., F. H. in S., C. D. in W., F. K. in S., F. K. in D., F. v. F. in R., Anna C. — folgende Lösungen sind uns zugegangen: C. K. Wien, G. Kalia M. Wien, F. B. Prenglau, Maria M. Breslau, C. B. Potsdam, F. Br.

Abgelechte Manuscripte werden nicht zurückgeschickt.